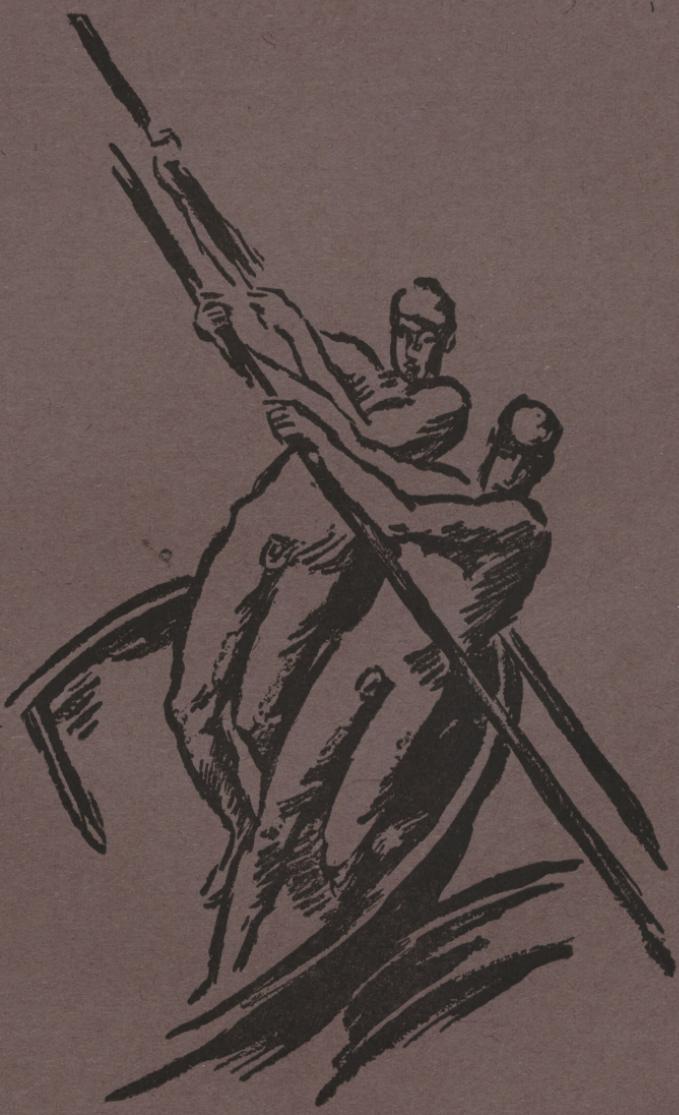


Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben



W. Wohl

Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig
2. Jahrgang 1922

Heft 11

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Wir nennen hier einige Mitarbeiter der bisher erschienenen Hefte:

I. Jahrgang:

Heft 1: D. Kalweit, Adelbert Masthæl, Max Hildebert Boehm, Ludwig Bäte, Ernst Petersen, Bruno Pompeckj.

Heft 2: Ernst Schulze, Konrad Eiert, Richard Fromme, Woldemar von Seidlich, Thilo Kiefer, Heinrich Zerkauken, Werner Killian von Tryller, Karl Demmel, Kopernikulus.

Heft 3: Sonderausgabe „Danzig“.

Heft 4: Hanns Martin Elster, Geheimrat Spieß, Paul Zech, Hans Behrge, Kurt Adami, Paul Knödel, Arthur Laudien, Konrad Hahn, Wolfgang Greiser.

Heft 5: Sonderausgabe „Königsberg“.

Heft 6: von Holt, Carl Lange, W. la Baume, Kloeppe, Elisabeth Siewert, Walter von Molz, Richard von Schaukal, Paul Feldkeller, Paul Wolf, Paul Richter, Hans Sturm, Erich Klein.

Heft 7: Sonderausgabe „Die Weichsel“.

Heft 8: Willibald Omankowski, Hermann Steinert, Hans Franck, Hermann Dahl, Helene Westphal, Wilhelm R. Jahn, Kurt Bock, Georg Licher, Franz Alfonso Gayda, Hans Benzmann.

Heft 9: Sonderausgabe „Marienburg“. Vergriffen!

Heft 10: Louis Corinth, Bruno Walter Reimann, Paul Rohrbach, Katarina Botšky, Ernst Hammer, Johannes Schlaß, Luise von Brandt, Paul Enderling, Max Carstenn, Herbert Saekel, C. Steinbrecht, Hans Walter Schmidt, Hans Gäßgen, Walter Hein.

Heft 11: Sonderausgabe „Dichter des Ostens“.

Heft 12: Sonderausgabe „Erstes Schlesienheft“.

II. Jahrgang:

Heft 1: Ludwig Finch, Willi Döpfer, Thomas Wilhelm Reimer, Leonhard Schröckel, Ernold Silvester, Erich Heinz Neimeier, Hanns Fechner, Walther Harlich, Edward Carstenn.

Heft 2: Sonderausgabe „Heimat“. (Freie Stadt Danzig.) Danziger Heimatbund.

Heft 3: Franz Mannstaedt, Paul Friedrich, Otto Pringsheim, Johannes Dziubiella, E. R. Praschinger, Marie Dodo-Brie, Hugo Sonnik.

Heft 4: Sonderausgabe „Memel“.

Heft 5: Hermann Stehr, E. Kleinhempel, Carl Meißner, Anna Pape, Hildegard Voigt, Paul Mahdorf, E. Waldmann, Wilhelm Müller, Maximilian Abich.

Heft 6: Sonderausgabe „Masuren und Ermland“.

Heft 7: Dr. Willy Drost, Otto von Kursell, Wilhelm Kosch, Paul Burg-Schaumburg, Heinrich Leis, Leo Sternberg, Robert Heinz Hengrodt, Paul Schulze-Berghof.

Heft 8: Sonderausgabe „Gefallene Künstler“.

Heft 9: Sonderausgabe „Ostdeutsche Frauen“.

Heft 10: Eduard Bischoff, Walter Buch, Gerhard L. Buchholz, Rudi Hammer, Agnes Harder, Agnes Miegel, Wilhelm v. Scholz, Prof. Storch, Margarete Wessel.

Ostdeutsche Monatshefte G. m. b. H. Verlagsgesellschaft
Danzig, Langgasse 39/40.

Sprechstunden der Schriftleitung:

Montag nachmittags von 4—6 Uhr in Oliva, Albertstraße 9.

Donnerstag vormittags von 10—12 Uhr, in Danzig, Langgasse 40¹.

Ostdeutsche Monatshefte für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Kunst“, der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“
und des „Deutschen Heimatbundes Danzig“.

2. Jahrgang

1922

Heft 11

Deutschkumserhaltung

Von Frithz Heinrich Reimesch

Unter dem Zeichen dieses Wortes wird die Arbeit sämtlicher Grenzvereine in dem nächsten Menschenalter stehen. Wohin wir blicken, in Ost und West, versteht es die Gegner mit feuerlichem Raffinement, gerade die heiligsten Güter unseres Volkstums zu besudeln. Dagegen gilt es, mit ganzer Kraft zu arbeiten. Es ist eine unumstößliche traurige Tatsache, daß gerade der Deutsche so sehr dazu neigt, das deutsche Wesen abzulegen und in dem Fremden das Erstrebenswerte zu erblicken. In den letzten Tagen hat sich im Westen dies Sichbeugen vor einem fremden Genius gezeigt. Die Besatzungsbehörden hatten zum Andenken an den hundertsten Todestag Napoleons Gedächtnisfeiern angeordnet. Es wäre völlig verkehrt, wollte man dem fraglos großen Korsen nicht die ihm weltgeschichtlich zukommende Anerkennung zollen. Ihn aber zu feiern, ihn in einer Zeit zu ehren, in der die Negersoldaten seiner Nachkommen das Rheinland terrorisieren, ist nicht nur geschmacklos und dumm, nein, es ist Verrat am Volkstum. Muß der Franzose nicht noch einen größeren Abscheu vor uns Deutschen erhalten, wenn er sieht, daß Tausende Deutscher an diesen Feiern teilnahmen, nicht nur mit dem Körper, sondern auch mit dem Herzen? So sind wir Deutschen aber einmal, man könnte es kindliche Naivität nennen, wenn wir irgendein Naturvolk ohne Tradition wären; bei einem Volke mit zweitausendjähriger Geschichte sind solche Vorkommnisse Krankheitsscheinungen schlimmster Art, gegen die endlich einmal mit den schärfsten Mitteln vorgegangen werden muß.

Die Deutschen sind das Volk, das es am besten verstanden hat, das Schöne und Gute der anderen Völker ans Sonnenlicht zu ziehn. Diese Eigen-

schaft ist unbedingt ein Vorzug unserer Wesensart, jedoch nur dann, wenn wir in ebenso großem Maße auch nach den Schönheiten im eigenen Volkstum suchen. Vor lauter „Objektivität“ haben wir dies aber nur zu oft versäumt, und die Deutschen, die dies predigten, waren wie der Prediger in der Wüste: sie wurden Chauvinisten genannt, verhöhnt und allzu oft unmöglich gemacht, zumal in den letzten Jahrzehnten.

Dies muß anders werden! Weshalb wir an den Grenzen unseres Volkstums, in den losgerissenen Gebieten damit anfangen müssen, soll in folgendem erklärt sein. An jeder Reibungsstelle zweier Völker dringen Äußerungen des einen in das andere ein. Ost sind diese zum Vorteil beider, sie beleben, bringen einen beschwingten Rhythmus in das Leben. Solange dieser Austausch sich natürlich vollzieht, ist er durchaus gesund; in dem Augenblick aber, in dem das eine Volk systematisch, d. h. künstlich beim andern Volk Eindrücke hervorrufen will, die durch die natürliche Verührung nicht ausgelöst werden, können diese äußerst schädlich werden, bedeuten sie einen Fremdkörper im Blute des andern, der zwangsläufig Zersetzung hervorrufen muß. Die Franzosen betreiben im Westen eine großzügig aufgemachte „Kulturpropaganda“, indem sie Lesehallen errichten, Theater- und Vortragsabende inszenieren, um auf diese Art dem Rheinländer den französischen Genius näherzubringen, wie sie es nennen; ins Deutsche übersetzt heißt dies, dem Rheinländer langsam die Freude an deutscher Kunst nehmen. Damit nicht genug unterbinden sie den deutschen Buchhandel und erschweren auf diese Weise den Zufluß deutscher Geistesnahrung. Da das Rheinland aber hermetisch nicht abgeschlossen werden

kann, seine Bevölkerung auch ein so überaus reiches kulturelles Sammelbecken besitzt, so ist die Gefahr hier doch nur gering.

In den östlichen Grenzgebieten kann der Volksfeind keine der deutschen Geisteskultur auch nur halbwegs ebenbürtige Kultur entgegensehen. Dafür ist er aber in allen Unterdrückungsmaßnahmen von einer viel größeren Brutalität. Die Vernichtung des deutschen Pressewesens in Posen und Westpreußen ist nicht nur aus politischen Motiven erfolgt, die kulturellen sind nicht weniger in Rechnung gesetzt worden. Noch viel schwerer aber haben die abgesprengten Volksteile, die Sprachinseln, zu kämpfen, um sich ihre deutsche Kultur zu erhalten. Ein besonders krasses Beispiel bieten uns die ehemals ungarn-ländischen Schwaben. Dieser nahezu 1½ Millionen starke, in mehreren Siedlungsgebieten lebende Stamm war vom Madjarentum überall umschlossen. Nachdem es den Madjaren endlich gelungen war, das deutsche Schulwesen zu vernichten, hatte das Schwabenvolk fast keine Mittel mehr in der Hand, sich sein kulturelles Deutschtum zu erhalten. Seine Söhne waren gezwungen, madjarische Mittel- und Hochschulen zu besuchen, und hier erhielten sie nur noch madjarische Kost vorgeföhrt, lernten die deutschen Geistesgüter kaum kennen und wenn, so wurden sie ihnen so schlecht vermittelt, daß die jungen Menschen keine Achtung, geschweige denn Liebe hierfür entwickeln konnten. So ist es denn geschehn, daß Tausende schwäbischer Söhne ganz unmerklich ins madjarische Fahrwasser überglitten und selbstverständlich Verfechter des madjarischen Gedankens wurden. Heute, wo die große Menge der Schwaben zum Deutschtum erwacht ist, erkennen sie mit schmerzlichen Gefühlen, daß der größte Teil ihrer Intelligenz ihnen feind ist.

Werträgt die Schuld? Wir selbst ganz allein! Das deutsche Volk hatte und hat auch heute noch kein Gefühl für die Zusammengehörigkeit der gesamten deutschen Rasse, am allerwenigsten aber die Deutschen des Reiches. Als Deutschland stark und gefürchtet war, übersah es die vielen Millionen Deutscher im Grenz- und Fremdland, die für ihr Deutschtum rangen. Man brauchte sie nicht, sah etwas mitleidig auf diese „Ausländer“ herab, und kaum jemand, mit Ausnahme der Kreise, die dem „Verein für das Deutschtum im Ausland“ nahestanden, befaßte sich mit ihnen. Man half ihnen von Staatswegen nicht, wenn sie sich an den Quellen deutscher Kunst und Wissenschaft laben wollten, ebnete

aber Japanern und Zulukäfern, Botokuden und Australiern alle Wege; diese lernten dann bei uns und stahlen unsere wissenschaftlichen Errungenschaften, um sie zu unserem Schaden gegen uns anzuwenden. Heute aber ist Deutschland schwach! Die körperlichen Waffen sind ihm aus der Hand gerungen, es hat nur die geistigen. Will es nicht auch diese verlieren, so muß es dafür sorgen, daß alle unsere Grenz- und Außenposten geistig gestärkt werden.

Wie können wir dies bewerkstelligen? Verhältnismäßig leicht läßt sich die Stärkung des deutschen Gedankens in den Grenzgebieten durchführen, die beim Reich verblieben sind. Hier haben sich Heimatvereine aus der politischen Not der Tage gebildet, die müssen immer mehr auch den kulturellen Selbstschutz durchführen. In allen bedeutenden Orten müssen Zentren geschaffen werden, von denen aus der deutschkulturelle Geist bis in die letzte Hütte, die finstere Arbeiterwohnung ausstrahlt. Hier gilt es zuerst den Kampf gegen den Schund in Buch und Kino energisch aufzunehmen. Dann ist es nötig, den Heimatsinn der Menschen zu wecken und zu erhalten. Einige Hundert Reichsdeutsche hatten anlässlich der Tagung des Deutschen Schuhbundes in Klagenfurt zu Pfingsten Gelegenheit, den hohen Wert des Heimatgedankens abzuschätzen. Der kernige Kärntnerstamm, der fest mit seiner Scholle verwurzelt ist, hat seine Volkstrachten, seine Gebräuche und vor allem seine Lieder erhalten, bei ihm ist kein Platz für großstädtischen Tüpfelanz, für westlicheren Modekram. Wo deshalb der Heimatsinn noch nicht erstorben ist, da muß er neu belebt und gefördert werden. Man darf jedoch nicht vergessen, daß dieser auch sozial bedingt ist, daß er nur dort echt gedeiht, wo er in irgend einer Weise mit der alleinigen Kraftspenderin, mit dem Boden, verwachsen ist. Sehaftigkeit als Grundgedanke auch des kulturellen Grenzschatzes. Entwurzelte Existenzen finden auch in völkischer Hinsicht leicht ein Spielball der Verhältnisse, ein Faktor, mit dem der Gegner rechnet. Zur Festigung des Heimatsinnes muß man die alten Trachten hervorrufen, Heimatfrage und Heimatgeschichte, liebevolles Einführen in die landschaftlichen Reize der Heimat; Sehenlehren ist eine Hauptaufgabe des Heimatschutzes. Nur wer auf solche Weise seelisch und körperlich mit seinem Grenzland verwachsen ist, wird sein Volkstum nicht aufgeben. Diese Probleme sind nicht allzu schwer zu lösen, erstens weil sie allerorts in der Luft liegen, zweitens

aber, weil sie, wenn erst begonnen, lawinenartig wachsen.

Viel, sehr viel schwerer aber ist es, die Sprachinseln, ob groß ob klein, mit festen Dämmen zu umgeben. Kann sich bei den Grenzländern die Bewohnerschaft ganz aus eigener Kraft helfen, so muß zum Gegenfahrt gesagt sein, daß die Sprachinseln dies nur mit Hilfe der Volksgesamtheit können, und zwar deshalb, weil sie nach allen Seiten ihre Vorposten ausschicken müssen und infolgedessen viel mehr Kraft für die Verteidigung brauchen, während die Grenzländer nur nach einer Seite ihre Kräfte lenken müssen. Hier muß die Volksgesamtheit mit idealen und materiellen Hilfeleistungen einspringen. Wenn zum Beispiel die Siebenbürger Sachsen, die über das am stärksten ausgebaute deutschkulturelle Leben des Auslandsdeutschtums verfügen, heute trotz schwerstem Kampf den Mut haben, in den Sommerferien Hochschulkurse mit Professoren aus der Schweiz, Deutschland und Österreich einzurichten, so können sie dies nur mit Hilfe der Volksgesamtheit zu großem Erfolge leisten. Bei diesen Kursen sollen rund 1000 Wissbegierige aus Becharabien, der Bukowina, dem Banat und Siebenbürgen, die nicht die Möglichkeit haben, an der Quelle deutsche Wissenschaft und Kunst zu genießen, in einigen Wochen sich Kräfte für den schweren Alltagskampf sammeln. Zu erwarten ist von der Volksgesamtheit, daß sie zu solchen Veranstaltungen bedeutende Gelehrte und Künstler kostenlos entsendet, daß eine große Körperhaft mit Geldmitteln eingreift, um den Unbemittelten den Besuch zu ermöglichen usw.

In anderen Gebieten, in denen das Deutschfum nur sehr wenig organisiert ist, muß natürlicherweise die Hilfeleistung schon viel tiefer

einziehen. Da muß zuerst die Volksgemeinschaft dafür Sorge tragen, daß Schulen gegründet und unterstellt werden. Mit Vereinen, die in jeder deutschen Siedlung bestehen, müssen ähnliche Vereine des Mutterlandes rege Verbindung pflegen. Büchereien müssen errichtet werden, was besonders leicht zu ermöglichen ist. Auf allen Bürgerborden unseres Mittelstandes stehen Bücher, die nicht mehr gelesen werden und die man schmerzlos für solche Zwecke abgeben kann. Büchersammelgruppen sollen von allen höheren Schulen eingerichtet werden; die Mädels und Jungs werden eine Riesenfreude haben, die Bücher bei Bekannten und Verwandten zu sammeln. Der V. D. A. (Berlin W. 62, Kurfürstenstraße 105) hat auf diese Art viele tausend Bücher gesammelt und in die Sprachinseln geschickt. Die Verleger guter Literatur sollten es sich zur Ehrenpflicht machen, technisch nicht gut geratene Bücher, die bei jeder Auflage vorhanden sind, für solche Zwecke billig zu verkaufen oder zu schenken. Dann aber müssen vom Mutterlande her Wanderbühnen errichtet werden, die gute deutsche Stücke in den Sprachinseln aufführen, denn die wenigsten haben die Möglichkeit, sich eine ständige Bühne zu halten.

All dies hätte schon seit langem bestehen können, wir hätten nicht Millionen Deutscher als Kulturdünger in anderen Nationen, hauptsächlich in Amerika, aufgehen lassen brauchen. Unser Volkstum hat seine heiligsten Güter, seine Menschen, verschwendet, es ist bitter genug für diese Sünden gestraft worden. Nun wir unsere Schuld erkannt haben, müssen wir danach trachten, die Fehler gutzumachen. Die kulturelle Arbeit des nächsten Menschenalters heißt Deutschfumserhaltung!

Die Gruppe

Von Arthur Silbergleit

Der erzgetriebene, schwere Sargdeckel wurde aufgehoben, und in dem stumpfen Grau des bogen- und pfeilerreichen unterirdischen Gewölbes erblickte man auf einem Totenbett, von Balsamduften und Spezereienhauch getränkt, die Gestalten eines Jünglings und seines Mädchens. Die Zeit war offenbar vor diesem tausendjährigen Liebespaar in stummer Andacht niedergekniet und hatte jede ihrer Verwesungsmächte von ihm ferngehalten; so runenlos und so ausdrucksvooll lebendig leuchteten die Antlitzte in

einer seltsamen Ähnlichkeit auf, als wollten noch die Gesichter der Toten die Wahlverwandtschaft ihrer Seelen verraten. Nur ein schüchternes Gelb hatte sich in die selig lächelnden Züge der Schläfer eingenistet, deren starre Schlummergewänder sich von den Gliedern wie Liebeslaunen in leichten steinernen Wellenlinien hoben und senkten. War die Luft hier mitsühlend geworden, daß sie die fahle Farbe, die das Antlitz des Paares mit einer zarten Schicht überzog, bereits längst angenommen hatte?

Unter einem Bogen der gewölbten Decke wob eine Weberin der Ewigkeit, eine Spinne, ihr Netz, und sie zeigte sich bereit, in ihrem Gewirk die verschlungenen Liebesfäden der Traumbeglückten noch einmal nachzuspinnen. Der Jüngling und das Mädchen mochten dem Tode ihre Unnatur bewahrt haben; sie glichen zwei Menschen, die zu einer kurzen und süßen Rast hingefunken waren, und die sehnüschtige Gebärde, wie der Geliebte seiner Erkoren die Rechte entgegenstreckte, und wie das Mädchen in diese ihre Linke hineinschmiegte, war von einer warmen, tiefen und ergreifenden Schönheit. Die hinüber- und herüberlangenden verflochtenen Hände schienen von Körper zu Körper, von Seele zu Seele eine Brücke zu bauen, auf der sich alle Empfindungen unverbrüchlicher Zuneigung und alle aneinander zustromenden Gefühlsregungen über den Fluszbetten des Vergänglichen begegneten, und angelichts jener zeitlosen Liebe, die einer Verewigung in dieser Gruppe kaum bedurfte, weil sie selbst das ewige Leben darstellte, mochte selbst der Tod alle seine Schauer und Schrecken eingebüßt haben; um die Mundwinkel der Entschlafenen spielete ein so geheimnisvolles, seines und leises Lächeln, wie es nur Menschen von gereifter Heiterkeit umschwebt. Brannen die Lippen nicht noch von dem Rausch und der Glut jüngst empfangener Küsse, und verband nicht das Licht spärlicher Kerzen mit seinen goldenen Schnüren, gelben Ketten, Spangen und Bändern, Jüngling und Mädchen noch einmal zu einem unauflöslichen Bunde? Die dünne Balsamschicht auf den Gesichtern der Entschlafenen hatte die Züge dieser kaum abgewandelt, und die Totenmasken lagen nicht auf den Gesichtern wie ein zweites Leben auf einem ersten, und sie beeinträchtigten nicht die Ursprünglichkeit des Ausdrucks, sie verzerrten diesen weder noch veredelten sie ihn; denn die Tage und Nächte des Paars waren selbst von einer solchen Lauferkeit gewesen, daß man jede Verklärung dieses Daseins nur als Minderung der eingeborenen Schönheit empfunden hätte, und dieser reine und reiche Schimmer der seelischen Natur der Toten wäre sicherlich selbst durch die blendendste Lüge künstlerischer Umformungen als Spiegel der Wahrheit siegreich hindurchgedrungen.

Den Saum des Sarkophages besetzten die Bilder von Blumen, Tieren, Steinen und Gestirnen. Aber kein einziges Wesen erschien hier lediglich als Schmuck, und kein einziges hatte die Sehnsucht, einen Fremden mit seiner stummen Macht zu überreden. Eine jede Gestalt stand mit

dem Leben der Entschlafenen im innigsten Zusammenhange und wußte sich von dem Ehrgeiz gespornt, auch ihren ewigen Frieden zu beschirmen. Da fanden sich die oft verschlungenen Gefühle des Paars in der krausen Hieroglyphenschrift ausgebreitester Papyrustrollen, die heiligen weißen Stiere zogen in der Gesellschaft einer Wallfahrerschar heran und segneten das Paar mit ihren gnadenspendenden Blicken, Elefanten trosteten herbei und trugen auf ihren Rücken in Form spitzer Türme käftentireiche Gewürzschränke voll Almra- und Myrrhenduft zur Geliebten; die spitzen Schnäbel eines stolzen Schiffes, dessen Segel in trunkener Seligkeit auf- und abschwollen, bissen sich mit krampfhafter Freude ins Ufergrün hinein und boten somit den Rudern knechten die Möglichkeit, die Fracht von goldenen, Purpur- und Brossgewändern ans Land zu tragen und sie zu Füßen des Mädchens auszubreiten. Der heilige Nil ließ seine Flutenäcker, in deren Senkungen die Nacht ihre Gestirne wie gelbe Körner hineinsäte, von Winden durchpfügten, und die Lotosblumen und Chrysanthemen reckten sehnüschtig ihre stolzen Hälse und Stiele nach den Lockenwellen des Mädchens wie nach einer schöneren Heimat aus. Mit kühn geblähten Nüstern und feurigem Stolz sprengte das Schlachtroß des Jünglings heran, schaute freudig verwundert in die Friedensdämmerung und stampfte in der angespannten Stille mit starken Hufschlägen seinen Ärger aus, daß er hier zum Müßiggang verurteilt sei. Eingerollte Zähne und heilige Kähen bewahrten das göttliche Liebesfeuer des Paars in der Strahlenkraft ihrer Augen, und die Gestirne, in deren Zeichen jener Herzengsbund einst gestanden hatte, schickten ihre segnenden Flammen als Türkisen und Edelsteine aus der Kühle des Marmors mit einer neuen Himmelssehnsucht in die Ferne und wurden in ihrer gläubigen Glut beim Anblick der Liebenden gestärkt. Und zuweilen dünkte es die seltenen Besucher des geweihten Raumes, als würde das stumme Paar von längst verschollenen, wundersamen Tönen erweckt. Wieherte etwa wieder das Schlachtroß des Jünglings, oder gewannen die hier zu Stein erstarrten Bäume abermals ihr altes Wipfelwispern, in das des Paars Worte einst traumhaft hineingeklungen waren? Und einige Gäste des unterirdischen Gewölbes wollten gar aus dem halbgeöffneten starren Munde der Vogelgestalten am Saume des Sarkophages ein zauberhaftes Zwitschern vernommen haben, und dieser Klang hätte sie an die schmachtende Aufzumusik Liebender gemahnt.

Seltsamer noch als solches Raunen und dunkler als die Dämmerung des Raumes jedoch bleibt stets die Legende, die von der Verschmelzung des Paars erzählt. Nur die Dichter rühmen sich, die Wahrheit über die Verewigung des Bundes berichten zu können, und sie erzählen sie zuweilen, wenn die Feuerkraft des Weines oder die Festlichkeit einer Stunde die Verkünder des Wunderbaren überwältigt. Das Mädchen und der Jüngling hätten in der Nacht der ersten Vereinigung ihrer Körper und Seelen Ariman, den gütigen Zauberer, angefleht, sie doch nimmer zu scheiden und stets nebeneinander ruhen zu lassen. Und so hätte er sie sanft, Hand in Hand, gekettet, das Lächeln eines reinen, reifen und gefüllten Glückes auf ihre Lippen gelegt und sie mit einem Liede seiner sieben klingenden Kreise eingewiegt. Als aber die Eltern des Paars in das Gemach der Liebenden eingetreten wären,

hätte sie zuerst ein jäher Schreck über die Straflöslichkeit dieses Bundes erfasst. Dann aber wären sie von der Weihe der Stunde und von der Heiligkeit ihrer Kinder überwältigt worden, deren Antlitz der Glanz reinster Unschuld und überirdischer Verzückung beseelt hätte, und sie wären tief ergripen lange vor diesem hehren Bilde hingekniet. Und der alte Vater des Mädchens hätte der hochbejahrten Mutter des Jünglings die faltenreiche Stirn geküßt, und Greis und Greisin wären in dem Bewußtsein, daß ihnen der Tod eine wundersamere Schönheit als das Leben geschenkt hätte, wortlos aus dem geheiligten Gemach gewandelt. Und da ihre Seelen immer voll Empfänglichkeit für das Edle gewesen wären, hätten sie einen Meister der Totenkunst berufen, damit er das Bild ihrer Kinder, die verklärte Gruppe, in unverminderter Schönheit und Lauferkeit der Nachwelt erhalte.

Die Adelung des deutschen Theaters

Von Arthur Brausewetter

Schon von den ältesten Zeiten her kommt dem Theater nicht nur eine künstlerische, sondern eine kulturelle und nationale Bedeutung zu. Ja, fraglos überwog früher die nationale und kulturelle die künstlerische Bedeutung. Ob es sich um die ländlichen oder städtischen Dionysien in Griechenland oder um andere dramatische Aufführungen in Athen oder den benachbarten Städten handelte, immer war die dramatische Kunst für die Alten die berufene Verkünderin nationaler Gedanken, stand als solche unter staatlicher Autorität und begegnete in den weitesten Volkskreisen vaterländischer Achtung.

Diese übertrug sich auch auf die Schauspieler. Sie wurden sowohl von Alexander dem Großen wie vom griechischen Staate beschützt und unterstellt. Als Diener des Dionysos waren sie heilige Leute und ihre Vereinigung, die „Synoden der dionysischen Künstler“ nicht nur offiziell anerkannt, sondern mit bedeutenden staatlichen Vorrechten ausgestattet. Als sie sich immer weiter organisierten und die Gesellschaften vom Isthmos und von Nemea mit Unterabteilungen zu Argos, Theben, Opus und Chalkis sich bildeten, erstreckte sich die Wirksamkeit der schauspielerischen Organisation bald über das ganze Griechenland.

Und nicht nur den schauspielerischen Verbänden, auch dem einzelnen Schauspieler kam nationale Bedeutung zu. Da die berühmten unter ihnen viel auf Reisen waren, um ihre Kunst

auch anderen Städten zu zeigen, also, wie die Schauspieler von heute, Gaußspielreisen machten, so wurden sie von Fürsten oder Städten mit der Ausführung politischer oder diplomatischer Aufträge betraut. So ging der Tragiker Aリストdemos zweimal als Gesandter zu Philipp von Mazedonien. Auch Theseus, ein Liebling des großen Alexander, wurde von diesem mit politischen und diplomatischen Aufträgen betraut.

Mochte dann mit der Einbuße der nationalen Bedeutung Griechenlands auch die der vaterländischen Kunst sinken, mochten die dramatischen Aufführungen, von ihrer stolzen Höhe herabsteigend, den niedrigen Instinkten der Menge Zugeständnisse machen und die schnell und starkbewußt sich entwickelnde christliche Kirche sich nicht mit Unrecht gegen die „ruchlose Pest“ der Theater wenden — die dem Schauspiel einmal innewohnende nationale Kraft ließ sich nicht so ohne weiteres dämpfen. Gerade in dieser Zeit des Verfalls zeigte sich ihre Macht, besiegte alle Widerstände und drang schließlich in dieselbe Kirche ein, die sich mit allem Nachdruck gegen sie gewehrt, sie „Pest“ und „Grausamkeit“ genannt hatte.

Und weiter erstreckte sich der kulturelle Einfluß, als aus den Städten und ihren Theatern die weltlichen Spiele in die Kirche und ihre Gottesdienste übergingen, die Entwicklung des spezifisch kirchlichen Dramas begann und einen

so starken Charakter annahm, daß die Verlegung der Spiele aus der Kirche ins Freie notwendig wurde und man diese zuerst auf den Kirchhöfen, dann vor dem Hauptportale der Kirche aufführte. Von da aus war der Weg auf die Märkte der Städte nicht mehr weit. Die Spiele, die von den Städten in die Kirche gekommen waren, gelangten von dieser wieder zu den Bürgern zurück und gewannen, innerlich geläutert, nationale wie kulturelle Bedeutung.

Und als nach verhältnismäßig kurzer Blüte auch hier wieder der Verfall eintrat, kam abermals vom alten Griechenland die Rettung, und zwar durch den Humanismus, der durch die Neuerweckung der antiken Tragödie einen heilsamen Einfluß auf das neuerstandene Theater gewann und einen sichtbaren Aufschwung des Schauspiels, nicht nur nach seiner künstlerischen, sondern auch nach seiner vaterländischen Seite herbeiführte.

Ich will an dieser Stelle keine Geschichte der Entwicklung der dramatischen Kunst in Deutschland schreiben, will nicht von dem Einfluß des neu erblühenden Protestantismus auf das Schauspiel, von seinem Wachstum in volkstümlicher Kunst durch den Meistersinger Hans Sachs, von dem bald einsetzenden antinationalen Einfluß durch niederländische und englische Truppen oder von Gottscheds Irrtum, die deutsche Theaterkunst durch das von ihm gepflegte und gehätschelte Franzosentum zur Genesung zu führen, hier reden. Auch nicht von der Rückkehr zu dem ausgesprochen Deutschen, die, durch denselben Gottsched in seiner Bühnenreform angebahnt, durch die Entstehung der ersten Hosbühnen und durch die leuchtenden Wegweiser Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel und nicht zum mindesten durch den für Deutschland gewonnenen Shakespeare auf ihren Höhepunkt geführt wurde, soll die Rede sein. Wer das interessiert, der kann es in meiner Schrift: „Die Kulturaufgabe des deutschen Theaters“ im genaueren lesen (Sethka-Hefte Nr. 2. Berlin-Grunewald).

Eins nur sollte hier hervorgehoben werden: Welch eine Bedeutung für die nationale und kulturelle Bedeutung eines Volkes das Theater hat.

Das aber gilt für keine Zeit und kein Volk so wie für unsere Tage und unser Vaterland. Und ganz besonders für die Gebiete, die entweder vom Deutschen Reich losgelöst und fremden Völkern untertan sind, wie die größten Teile der Provinz Westpreußen und Posen, oder die, wie ganze Länderstriche im Westen, in Schlesien und Öster-

reich, von Engländern, Franzosen oder Polen beherrscht sind. Oder die in beschränkter Weise unter fremdes Szepter gekommen sind, wie andere Teile im Westen oder Osten. Oder die schließlich selbstständig und deutsch geblieben, immerhin aber vom alten deutschen Mutterlande losgelöst sind wie die „Freie Stadt“ Danzig.

Hier überall machen sich in stärkerem oder geringerem Maße fremder Einfluß, fremde Sitten, ja, auch fremder „Charme“ geltend, und dieser Einfluß ist um so gefährlicher, als der Deutsche ihm von je untertan gewesen und selbst heute nach allem, was er erlebt und erlitten, gegen ihn nicht gefest ist.

Hier ist ein gutes, deutsches Theater von geradezu unschätzbarer Wirksamkeit. Denn keine zweite Stätte gibt es, an der alle Kreise des Volkes, unabhängig von Stellung, Besitz und Alter, sich sammeln, keine zweite Stätte, wo alles behandelt wird, was den Menschen als solchen angeht, keine zweite Stätte, an der so leicht und ungezwungen sittliche Veredelung und geistige Vertiefung gepflegt werden kann, keine zweite Stätte, die auf die heranwachsende deutsche Jugend von so entscheidendem Einfluß ist, in ihr nicht nur die warme Begeisterung für das Große und Gute, sondern auch für des Vaterlandes Not und Sorge weckt, keine zweite Stätte schließlich, die auch alte, an ihrem Vaterlande verzweifelnde Herzen mit neuem Mute stärkt, die Niedergeschickten und Kleingläubigen aufrichtet und sie das oft so eng und arm dahingleitende Leben, das sie in den bedrängten deutschen Landen zu leben verurteilt sind, von höheren, freieren Gesichtspunkten betrachten lehrt.

„Unmöglich“, schreibt Schiller in seiner „Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“, „kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde. Nationalgeist eines Volkes nenne ich die Ähnlichkeit und Übereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andre Nation anders meint und empfindet.“ Und Hebbel sagt einmal: „Mag man über die ästhetische Erziehung des Menschen denken, wie man will, so viel ist gewiß, daß das Moment der Erhebung, dessen wir so nötig brauchen wie der Selbstvergessenheit, die der Schlaf gewährt, uns in unserer Zeit nur noch durch die Kunst kommen kann.“

Damit ist das deutsche Theater geadelt. Einmal die Stätte edler Unterhaltung hat es jetzt ein höheres Ansehen bekommen: Ein unentbehrlicher

Faktor im Wiederaufbau unseres zu Boden getretenen Vaterlandes ist es geworden. Und mit ihm sind die Dichter und Schauspieler geadelt, vor allem die Leiter deutscher Bühnen: nicht nur Schöpfer und Vermittler der Kunst, nein, Pioniere deutschen Wollens, mithelfende Bauleute an der wichtigen Arbeit des Wiederaufbaus Deutschlands, Träger und Vermittler deutschen Wesens und deutschen Wertes sind sie geworden.

Freilich eine solche Tätigkeit legt eine entsprechende Verantwortung auf, besonders wiederum für die, die in bedrängten deutschen Landesteilen ein Theater leiten. Und zwar heißt hier das ganze Problem: die Vereinigung des künstlerischen mit dem deutschen Geist.

Es gibt Kunstwerke, die diese Vereinigung in vollkommener Weise enthalten; und das sind keineswegs nur ausgeprochen vaterländische Dichtungen wie Schillers *Wilhelm Tell*, Kleists *Hermanns Schlacht* oder *Prinz von Homburg*. Auch Goethes *Iphigenie*, der *Egmont* mit der wunderbaren Musik Beethovens, die Musikdramen Wagners ohne Ausnahme sind von ausgesprochen deutschem Geist und zugleich von höchstem künstlerischem Wert. Daselbe kann man von Hebbels und Shakespeares Tragödien sagen, von Beethovens *Fidelio*, den Opern Mozarts und noch von einer großen Anzahl anderer wertvoller Werke.

Nun weiß ich sehr wohl, daß man nicht ohne Aufführen Kleist, Hebbel, Goethe, Schiller oder Beethoven und Richard Wagner geben kann, und bin der Lehre, es von einem Bühnenleiter zu verlangen.

Wohl aber behauptete ich, daß unsere deutsche Literatur so unermöglich reich an großen Werten ist, daß ein künstlerisch und zugleich deutsch-empfindender Theaterleiter einen überaus reichen und mannigfältigen Spielplan Jahr für Jahr aufstellen und aufführen könnte, ohne je zu Werken greifen zu müssen, die das deutsche Bewußtsein in einer Zeit wie dieser geradezu verleben müssen, und die zugleich mit der Kunst nichts gemeinsam haben.

Nein, kein von vaterländischen Stücken gespickter Spielplan tut not, um das Ziel in bedrängten oder besetzten Gebieten zu erreichen, sondern ein Spielplan, der in ganz ungewölfster, lediglich von künstlerischen Impulsen geleiteter Weise dem deutschen Element und Gefühl das Seine gibt. Nicht nur Goethes *Faust*, Wagners *Siegfried* und Beethovens *Fidelio* sind deutsch, die Lorhingschen Spielopern, Kreuzers „Nacht-

lager“, Webers „*Treischüß*“, und ganz besonders Mozarts Opern sind es ebenso.

Je mehr man in der deutschen Literatur und Musik zu Hause ist, um so deutlicher wird man erkennen, daß für einen abwechslungsvoilen künstlerisch unterhaltenden und zugleich national erhebenden Spielplan für ein Theater, wie es sein sollte, wie es in bedrängten Gebieten sein müßte, ausgiebig gesorgt ist.

Ein solcher Spielplan muß und kann selbstverständlich das Heitere und Lustige nicht entbehren. Indem er es ebenso enthält wie das Schwere und Tragische, fördert er nur das deutsche Element. Denn der Humor ist urdeutsch, er ist ein Bestandteil des deutschen Wesens. Und hier braucht es wahrhaftig nicht Lessings „*Minna von Barnhelm*“ oder Kleists „*Zerbrochener Krug*“ zu sein, die man immer anführt, von Freytags „*Journalisten*“ oder Gußkows „*Zopf und Schwert*“ bis zu den modernsten Lustspielen gibt es eine überreiche Auswahl, einen Spielplan unterhaltend und belustigend zu gestalten, ohne das Künstlerische auszuschalten.

Genau so verhält es sich mit dem Modernen, ja, selbst mit den neueren ausländischen Dichtern. Nicht nur Henrik Ibsen, Björnson und Strindberg atmen mehr oder minder germanischen Geist, und von den neuen deutschen Werken sind Gerhart Hauptmanns Dramen, obenan der leider so selten gegebene „*Arme Heinrich*“ ausgesprochen germanischen Geistes. Unzählige andere könnte ich hier anführen. Aber das würde zu weit führen. Jeder gute Spielleiter und Direktor kennt sie und kann unter ihnen wählen.

Wer trotz dieses Überflusses so viel Afterkunst, so viel dem deutschen Wesen Widersprechendes ohne Nut zur Aufführung bringt, der verkennt die Wichtigkeit seines Amtes und ist sich seiner deutschen und kulturellen Mission nicht bewußt.

Es sei gestattet, als einen in künstlerischer wie nationaler Beziehung Anerkennung beanspruchenden Spielplan den hier anzuführen, den Direktor Rudolf Schaper für das Stadttheater in Danzig zu Beginn der neuen Spielzeit aufgestellt und durchgeführt hat.

Als erste Aufführung eine mit seinem Geschmack und liebvoller Verfinckung von ihm selbst einstudierte Aufführung von Webers *Treischüß*. Dann: Lorhings *Zar und Zimmermann*, Wagners *Tristan und Isolde*, Kreuzers *Nachtlagern von Granada*. Auf dem Gebiete des Schauspiels: Schillers *Wilhelm Tell*, Shakespeares *Hamlet*, Ibsens *Stühen der Gesellschaft*. Dazu moderne Neuheiten wie Wilhelm von

Scholzs Wettkauf mit dem Schatten. Das alles im Zeitraum von drei Wochen.

Dieser Spielplan überseht die vorhin aufgestellten theoretischen Forderungen ins Praktische. Er ist zudem einheitlich nach einem merkbaren künstlerischen System aufgestellt.

Was uns heute noth tut, das ist die Nationalbühne im deutsch-künstlerischen Stil. Die Zeit ist für sie gekommen. Aus Kampf und Not ist sie herangereift. Die Zeit, da die Kunst nicht willkürlich mehr und nach fremden Gesetzen schafft, sondern nach ureigenen und heimatklichen, da gerade die Schaubühne, die eine Reihe von Künsten in sich vereinigt, ihrer Mission sich wieder bewußt wird: die Pflegestätte des Großen und Schönen in einem nach dem Guten hungernden, der geistigen und seelischen Aufrichtung bedürftigen Volke zu werden.

Eine Nationalbühne, die aus den Trümmern eines schwächlichen Alsthetentums, einer perversen Geschmacksrichtung das wieder rettet, was an unserer Kunst echt und deutsch ist, die das Ihre

tut, unser im Fremdländischen unwürdig verfunkenes künstlerisches Leben genesen zu lassen.

Eine Nationalbühne, die wieder wird, wozu sie einst berufen war: ein kultureller und nationaler Faktor, die nicht nur den Dichter, sondern auch den ausübenden Künstler zum Priester seiner Kunst und zum Träger vaterländischer Sendung macht, wie es einst im alten Griechenland der Fall gewesen. Eine Nationalbühne, die uns fest macht und rein und stark in dem Glauben, daß ein Volk, das einen Goethe und Schiller, einen Kleist und Hebbel, einen Beethoven und Mozart und Wagner sein eigen genannt, unmöglich ein so armes und elendes Volk sein kann, zu dem es heute Bosheit auf der einen, Kleinmut und Verzagtheit auf der anderen Seite machen wollen, daß dieses Volk, mag es vorübergehend gesunken sein, aus dem Geist und der Kraft solcher Dichter und Schöpfer neugeboren wieder auferstehen muß.

Das ist es, was ich über die Adelung des deutschen Theaters an dieser Stelle sagen wollte.

Der ewige Strom*)

Von Leo Sternberg

Wir haben heute eine Literaturgeographie. Da die geistigen Strömungen eines Zeitalters aber nicht an den in die Landkarte eingezeichneten Grenzen Halt machen, sondern sich überall auszuwirken pflegen, wo sie die gleichen Kulturbedingungen antreffen, so ist in vielen Fällen allerdings schwer zu unterscheiden, ob ererbtes Blut oder Landschaft das geistige Gesicht eines Volksstamms prägt, oder ob nur Spiegelbild des allgemeinen Zeitgeistes uns daraus anschaut. Nicht so bei dem rheinischen Geisteswesen. Hier ergibt die Spektralanalyse ein sprechendes Farbenband.

Denn hier fließt der Schicksalsstrom des Volkes, an dessen Ufern bis auf unsere Tage der Schauspielplatz war, wo sich unsere Geschicke entschieden und unsere Kultur erbaute. Keltische Denkmäler, römische Bäder und Palastruinen, mittelalterliche Dome und Klöster, Burgen und Stadtmauern, Kaiserpfalzen und Zolltürme, Rokokoschlösser und Herrensitze, Brücken und Straßen, Kanäle und Eisenbahnen vereinigen sich zu einem Freilichtmuseum, einem Skansen der deutschen Entwicklung.

Hier wurde schon im fünften Jahrhundert die deutsche Helden sage lokalisiert. Der Taunus weih von dem Bett der Brunhilde, Xanten ist Siegfrieds Heimat, Worms der Sitz König Gunthers, in der Tiefe des Stroms liegt das Nibelungen gold. So wurde das Rheintal die Wiege der deutschen Dichtung. Ein fränkischer Mönch war es, Otfried, der Schüler des genialen Hrabanus Maurus, der im neunten Jahrhundert das erste Evangelienbuch und jenes „Lob der Franken“ schrieb, in dem der Stolz, ein Rheinländer zu sein, ihm das vaterländische Wort diktiert:

Sie sint so fama kuani,
selb so thie Romani.

Im Kloster Siegburg entstand im elften Jahrhundert das Lied auf den hl. Auno, den Erzbischof von Köln. Der rheinische Pfaffe Lamprecht dichtete das Alexanderlied dem Französischen nach. Rheinische Spielleute gestalteten die Sagen vom Salmon und Morolf, von König Odengl von Trier und St. Oswald. Bei Kreuznach stand die Burg des Minnesängers Friedrich v. Hausen, der die Kunst der französischen Troubadours in die deutsche Lyrik einführte und zum ersten Mal in einem deutschen Lied die Sehnsucht ausklingen läßt: „Waer ich iender umb den Rhin!“ Dieselbe

*) Von dem Verfasser erscheint im Verlag „Der Garten Eden“ in Dortmund ein Sammelbuch rheinischer Erzählungskunst, in dem Wilh. Schäfer, Schmidbonn, Eulenbergs, Sternberg, Joch, Winkler usw. vertreten sind.

Klage, die nachher ihren sehnüchigen Kehrreim „alumbe den rin“, oft nur des geliebten Namens willen, in die Lieder der Minnesänger flocht.

„Umb singens willen wolst ich ziehen an den Rin; mir warf geseit, wie hie die besten senger sin,“ dichtete Barthel Regenbogen, der Kunst- und Zeitgenosse Frauenlob's, des Gründers der Meistersingerschule in Mainz, wo vielleicht auch Heinrich von Osterdingen beheimatet war, der Herausforderer zu dem Sängerkrieg auf der Wartburg.

Wie das Liebeslied des dreizehnten Jahrhunderts von den Burgen rheinfränkischer Rittergeschlechter ausging, so hatte auch der neue Geist der Mystik im Rheintal sein Paradies. Auf dem Rupertsberg dichtete im zwölften Jahrhundert Hildegard von Bingen, die erste Frau des göttlichen Schauens, ihre heiligen Lieder und Visionen. In abgeschiedenem Hochtal des rheinischen Gebirgs schrieb Elisabeth von Schönau, ein Wunder physischen und geistigen Lebens, ihre religiösen Betrachtungen und Heiligenbriefe. Das ganze sechzehnte Jahrhundert stand im Zeichen der rheinischen Stämme. Denn in den Altern aller Führer der herrschenden Strömungen, Humanisten wie Reformatoren, rollte fränkisches Blut. Und das ererbte Blut rollte fort von Geschlecht zu Geschlecht über den Mainzer Gutenberg, über Brentano, den Führer der Romantik, bis zu dem großen Rheinfranken Goethe.

Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie am Mittelrhein allenthalben einstige Fürstenschlösser als Verwaltungsgebäude, Jesuitenkollegien als Schulen, alte Kirchen als Kasernen, Burgruinen als Landsitze, Klosteranlagen als Bauernhöfe und Mauttürme als Wahrtschaustationen eingerichtet sind; braucht nur an jene Pestprozession zu denken, die noch heute von Krust bei Andernach nach Notgottes im Rheingau zieht, mit beraus erhobenen Armen das alte, aus der Limburger Chronik überlieferte Geisslerlied singend „Nu recket uf die uwer hende, daß Got daß große sterben wende“, um zu verstehen, wie eng Vergangenheit und Gegenwart hier noch ineinandergreifen — der grundlegende Unterschied von anderen deutschen Landschaften, wo neue Saat jungfräulichen Boden vorfindet, während sie am Rhein in uralte Muttererde fällt, in der sich die Ahnenformen einer langen Stammesgeschichte abgelagert haben.

So stetig diese Entwicklung auch gewesen sein mag — die Chatthen haben seit dem Jahre

11 v. Ch. ihre hessen-nassauische Scholle, auf der sie auch in den Stürmen der Völkerwanderung sich behaupteten, bis heutigen Tages nicht verlassen — so leuchtet doch ein, daß auf einem Gebiet von solcher Ausdehnung, einem Gebiet, wo sich die Kurven aller geistigen Bewegungen von jeher überschneiden, kein feststehender, einheitlicher künstlerischer Typus sich ausbilden konnte.

Jedenfalls kein solcher, wie ihn Sternheim kennzeichnet, wenn er die mittelrheinische Geistigkeit, deren pünktlichsten Niederschlag er in Goethe erkennt, „höchstens angemessen versonnen, niemals entrückt“ findet.

Es ist davon auszugehen, daß die Gaben eines Volkschlags in innigstem Zusammenhange stehen mit dem wirtschaftlichen Problem. Denn Literatur und Kunst stellen einen Überschuß wirtschaftlicher Kräfte dar und werden daher von den Bedingungen und Erträgnissen materieller Arbeit bestimmt. Nun ist nicht zu verkennen, daß überall da, wo eine Überkultur des Bodens stattfindet, der Volkschlag nüchtern wird, namentlich dann, wenn der proletarische Geist im Gefolge der Überkultur einzieht. Und beide Vorbedingungen sind am Mittelrhein vorhanden, in dessen sonnigen Tälern, von dem Hungergürtel der Rhön, des Spessart, des Hunsrück, des Westerwalds und der Eifel umzogen, der Ackerbau seit Jahrhunderten als eine Luxusindustrie galt und der Winzer auf die Schwelgerei des Adels, der Fürsten und der reichen Handelsstädte spekulierte und sich in Zeiten der Not selbst zum Lumpen trank. Aber obwohl hier die Stammburgen des vierten Standes waren, ehe der danteske Höllentrichter der rheinischen Hochöfen und Zechen das industrielle Proletariat ausspie, ist der Rheinländer — wie er in der Einflusssphäre seines germanisch-romischen Grenzlandes nicht entnationalisiert, sondern zur freiesten Entfaltung und treuen Bewahrung seines Stammescharakters geführt worden ist — auch in dem, von politischen Verschiebungen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten ihm aufgedrungenen Kampf ums Dasein nicht ernüchtert, sondern geistig sublimiert worden, bis er elastisch genug war zu jeder wirklichkeitstremden Ektase.

Seid umschlungen, Millionen! Aus einem Abgrund von Leid heraus schuf Beethoven die Symphonie an die Freude. Schon in dem Werk dieses Titanen würde die Spannweite der rheinischen Seele offenbar, auch wenn Hildegard von Bingen, Elisabeth von Schönau, Stephan Lochner und Meister Wilhelm von Köln nicht

ihre mystischen Himmel über uns wölbten. Wie sich denn der Hang zur Mystik durch die ganze Entwicklungsgeschichte des rheinischen Geisteslebens zieht, von Meister Eckhart über Jung-Stilling bis zu Stefan George. Nein, nicht nur im Mittelalter lagen die Quellen für alle tieferen Dichtungen am Rhein. In verklärende Höhen zu erheben, was die Zeit am tiefsten bewegte, war die Sendung der rheinischen Franken bis auf Goethe. So spiegelte sich die heitere Monumentalität der Stromlandschaft in der Stammesseele wider.

Freilich ohne daß die Landschaft zunächst mit ihren geistigen Inhalten an der Seele ihrer Bewohner mitschuf. Die milde, heiterische Luft, die die Traube des Johannisbergs und des Steinbergs reifte, hat auch das Temperament und die Sinnesfreude des rheingauischen Winzers gebildet. Der Strom, der von jeher das Element der die Wasserläufe aufwärts steigenden Franken war, hat das fahrlustige Schifferblut geschaffen, das schon die mittelalterlichen Kirchenfürsten des Rheintals nach Italien trieb und ein auf Schleppzügen wohnendes und sterbendes Volk heranzog, das immer neuerungslustig zwischen Heimat und Fremde hin und her wogte. Die goldne Pfaffengasse forderte den Unternehmungsgeist kühner Reeder und Handelskönie heraus, die gewaltige, mit Seehäfen wetteifernde Binnenhäfen an der weltverbindenden Verkehrsstraße anlegten, Fabriken und Arbeiterstädte aus dem Boden stampften und die Riesenstädte der Bergwerke unter der Erde erbauten, wo das nackte Volk Vulcans im Schein der Grubenlampen sich in glitzernde Kohlenselgen gräbt. So arbeitete Klima, Landesbeschaffenheit und Bodenkultur an dem Charakter des Volks-schlags.

Denn die Landschaft wurde als seelisches Erlebnis erst um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts entdeckt.

Zwar erklingt des Rheines Lob schon in grauer Zeit. Schon im Jahre 530 dichtete der Kanzleischreiber des Mainzer Bischofs Rather „schöne Carmina“ auf den Silberstrom, und in dem Schatzkästlein, das der Chronist Rupertus Germanus im Jahre 750 schrieb, begegnen wir bereits jenen Legenden von dem Bösen, der vor dem aus der heiligen Flut geschöpften Sprengwasser flieht; von dem Schiffer, der ein Bild der Nahrung Christi schnüren läßt, weil ihm die Mutter Gottes in dem Kahn, den sie ihm bescherete, gleichsam die himmlische Lebensmilch dargereicht; von der Rheinwassertaufe der hl.

Bilhildis, oder von dem Schiffsfest unter Bischof Rudhard, das man mit Sängern und Fiedlern zum Dank für die Errettung von der Seuche feierte. Hrabanus Maurus sang den Becher mit dem Himmelsnektar und die Meistersinger der Mainzer Schule dichteten des Allerherzen-stromes Ehrenpreis.

Allein nirgends in diesen Hymnen ist die Schilderung der Natur Selbstzweck. Wie damals allgemein, bildet sie nur die Staffage zu religiösen Gedanken, in denen das Naturempfinden völlig aufging. Denn die Landschaft, die dem Altertum und Mittelalter noch als unbekannte Wildnis erschien, bereitete dem Wandler jener Tage mehr Grauen, als Entzücken; und so ist es zu verstehen, daß Dürers Reisetagebuch von 1520 zwar nüchtern Ausgaben und Zollstätten verzeichnet, aber mit keiner Silbe von den Eindrücken seiner Rheinfahrt berichtet, ebensowenig wie 200 Jahre später noch Haller, obwohl dieser mit seinen „Alpen“ zum Vorkämpfer eines entwickelteren Naturgefühls geworden ist. Selbst der geniale Landschaftsschilderer Georg Forster nennt das Stromtal noch 1790 eine traurige Gegend mit nackten Ufern und geschmacklosem Gemäuer. Auch in Hölderlins schöner Rheinode ist der Strom nur ein Sinnbild des menschlichen Lebens, und die zopfige Poesie des Höltje und Claudius begnügt sich mit dem Lobe des Weins. Zwar gab es damals zwei berühmte literarische Wallfahrtsorte am Ahein, Pempelfort bei Düsseldorf, das Gut Fr. Heinr. Jacobis, und das Haus der Frau La Roche in Ehrenbreitstein, wo sich alle, durch Talente hervorragende Persönlichkeiten von nah und fern versammelten, aber auch dieser Kreis erlesener Geister, die es noch liebten, in Kokoparkas zu promenieren, und eine von der Schere des Gärtners nicht zugestuhte Natur roh und barbarisch fanden, hatte für die Reize und Wunder der großen Stromlandschaft mit ihren Fjord- und Seebildern, ihren Teufelsleitern, Inselwildnissen und Perlmutternebeln kein Organ.

„Da eröffnete sich mir der alte Rhein!“ Aber nicht Goethe hat das neue Landschaftsideal aufgeschlossen, das sich in diesem Wort anzukündigen scheint. Die blaue Blume der Romantik war aufgeblüht: jene große geistige Erneuerung, die Wissenschaft, Religion und Kunst durchdringend, eine Universalpoesie des ganzen Lebens schaffen wollte und, sich von der Diesseitigkeit des Klassizismus und der Aufklärungszeit abwendend, die wahre Schönheit in dem magischen Ausgleich zwischen Menschheit und Gottheit

suchte. Es ist klar, daß eine Weltbetrachtung, die allesirdische von höheren, über die gemeine Wirklichkeit hinausdeutenden Kräften erfüllt und auch den Menschen nur im Ur- und Allgefühl verhaftet sah, andere Augen für die Landschaft mitbrachte, als die bisherige, an den Grenzen der Erfahrung, Vernunft und Ethik stehendebleibende Lebensrichtung. So löste die romantische Bewegung nicht nur eine starke Belebung des Natursinns aus, sondern führte die deutsche Dichtung auch wieder auf den heimatlichen Boden zurück, entzündete das Studium der deutschen Vergangenheit und wirkte sich schließlich, das Ideal der gotischen Gesamtgeistigkeit aufnehmend, in der Idee des neuen deutschen Reiches aus, als dessen Sinnbild die Vollendung des Kölner Dombaus am Ende ihres Weges steht.

„Nirgends werden die Erinnerungen an das, was die Deutschen einst waren und was sie sein könnten, so wach wie am Rhein“ — schrieb Friedrich Schlegel 1806. Doch wenn auch der patriotische Schmerz über den Verlust des Stromes in den Tagen des Rheinbunds nicht dorthin verwiesen hätte — hier war das Vaduz der romantischen Träume. Denn hier, in dem Stromgebiet mit dem vielverästelten Netz seiner Nebenflüsse und Waldtälern, wo sich die Elementarkräfte mit geheimnisvollen Runen in den Felsengrund der Erde schreiben; hier, an der Geisterheerstraße der Geschichte, wo das vergangene Leben alter Städte und Burgen aus dem Zauber Spiegel grüner Fluten widerstrahlt; hier, in dem Reich der Sage, wo Klippen in Stein verwandelte Jungfrauen und schäumende Wogen die Reigen von Wassergeistern sind — hier schien alles Aufzere tatsächlich ein in Geheimniszustand erhobenes Inneres und alles Leben jener Märchenzustand zu sein, den der romantische Sinn als das wahre Leben ansah.

So entdeckte Brentano die Rheinromantik mit der ganzen Feerie ihrer Wogen-, Licht- und Waldstimmungen und schrieb, mit der Gitarre im Arm wie ein Troubadour die Ufer entlang ziehend, jene Dichtungen, in denen das Chaos durch den regelmäßigen Flor der Ordnung schimmert, und machte den Strom zum Mittelpunkt einer Wunderwelt von Rheinmärchen, die wie der Müller Radlauf oder das Murmelkriechen alte Sagenzüge mit freier Erfindung zu entzückenden Gebilden volksmäßiger Phantasie verbinden.

Diese Bewegung, unterstützt von Bettina Brentano, deren „Goethes Briefwechsel mit

einem Kinde“ zum Evangelium schwärmerischen rheinischen Naturgefühls wurde, und mächtig gefördert durch Arnim, Görres, die Brüder Grimm, die Kunstsammlungen der Brüder Boisserée in Köln und die Wiederherstellung der Düsseldorfer Akademie mit Cornelius an der Spitze, befruchtete das Geistesleben Deutschlands so lange, bis die Führung aus den Händen jener bedeutenden Erscheinungen auf schwächliche Epigonen überging. Wie Brentanos Kraft selbst daran vergielte, daß er das Dasein zur Poesie gestalten wollte, an die Stelle der sittlichen Idee tatenlose Überfruchtung des Gemütslebens setzend, so ließ sich die Rheinromantik schließlich in Buchenscheibenlyrik, Rheinweinpoesie und sentimental Dampferfahrten tot, bei denen der echowekende Hornstoh eines am Fuße der Lorelei hausenden Invaliden den Gipfel der Gefühle bildete.

Aber bald war nicht mehr die Lorelei mit dem Zauber ihres Gefanges die gefährlichste Stelle am Rhein, sondern — das Binger Loch, das die nautische Kunst des Schleppkapitäns auf schwere Proben stellt. Eisenbahnen durchstrassen auf beiden Ufern das Idyll; phantastische Eisengerüste der Industrie und moderne Bauten schlügen Breschen in die Ruinenherrlichkeit; und das neue Zeitalter stellte nicht mehr die Aolsharfe der Gefühle auf, um jede Stimmung der Luft aus dem Unendlichen zu fangen. Krahnen und Förderläufe, Werften und Hüttenwerke, ruhende Schlothe und rauchende Schutthalden widerlegten die pantheistische Vorstellung, daß die Erscheinungswelt die Materialisation des Göttlichen sei. Die Erde war Menschenwerk geworden. Man mußte sich daran gewöhnen, die Landschaft realistisch anzusehen. Film und drahtlose Telegraphie entlokalisierten sie, und der expressionistische Betrachter, dem sie nur die Verkörperlichung seines geistigen Ichs bedeutete, entkleidete sie ihrer besonders gearbeiteten Naturschönheit, da er seine überirdischen Menschenkräfte unter jedem Himmelsstrich in namenlosem Wald und Strom verstoßlich fand.

Der Pendel der Kunst schlug nach der entgegengesetzten Seite aus. Es gibt drei Werke der jüngsten rheinischen Literatur, die in seltsamer Parallelität den Eindruck erwecken, als seien sie von der Furcht vor der Wiederkehr der Rheinromantik eingegeben: „Die unterbrochene Rheinfahrt“ von Wilhelm Schäfer, „Die erste Rheinreise“ von Josef Ponten und „Der Rheinländer“ von Karl Sternheim; eine Gattung von Novellen, die mit dem Bildungsroman verwandt

ist, wie ihn Goethes „Wilhelm Meister“, Jean Pauls „Hesperus“, Tiecks „Sternbald“ oder Novalis’ „Österldingen“ vertreten. Aber während Novalis eine Apotheose der Poesie beabsichtigt und seinen Minnesänger auf der Fahrt nach der blauen Blume zum Dichter und siderischen Menschen werden läßt, gehen die Helden der modernen Erzähler den entgegengesetzten Weg. Die Rheinfahrt, in den Biedermeierreisen Weizels und Brauns noch ein Schaukeln auf den Wogen der Schönheit, wird — das Desillusionierende schlechthin. Als Fremdlinge in der Wirklichkeit, gehen die beglückten Jünglinge Schäfers und Pontens an Bord, aber was sie dort erleben, zertrümmer den Schaukaten ihrer Kabinenträume, und als sie aussteigen, bleibt das Kleid ihrer Jugend auf dem Rheindampfer zurück. Erziehung zum Manne! Sternheim geht in der Ernährungstendenz noch weiter. Er läßt einen zugewanderten Umempfänger auf dem klassischen Boden der Lebensfreude zu einem jener nüchternen Schaumsläger sich veredeln, die mit dem überkommenen Bildervorrat mechanisierte Metaphern ihr unsühnliches Sviechtum verdecken, und ironisiert damit sprichwörtliche rheinische Begeisterung.

Aber es gibt eine Romantik, die mit einer künstlerischen Schule oder geistigen Mode nichts zu tun hat, sondern einen jener Ströme zu bilden scheint, die dem ewigen Bestande unseres Dichters und Denkens angehören.

„Nicht Träume sind’s und leere Wahnsicht,
was von dem Volk den Dichter unterscheidet.
Was er inbrünstig bildet, liebt und leidet,
es ist des Lebens wahrhaft e Geschichte.“

Und dieses Misschwingen der höheren Wirklichkeit verträgt sich daher auch mit dem Wirklichkeits Sinn des modernen Tatmenschen. Jedenfalls klappt diese Seite noch heute vernehmlich mit in der rheinischen Mentalität, jener unter Einschluß keltischen, römischen und fränkischen Blutes entstandenen Mischung zwischen schwerblütigem germanischem und beweglichem, sinnendem und festfrohem romanischem Wesen. Und vielleicht stellt gerade das veränderte Landschaftsbild des modernen Westens den vollkommensten Ausdruck der rheinischen Doppelnatür dar. War der Rhein nämlich jeweils die geistige Vulsader des Reiches, so hat er auch von jeher Fürsten, Feldherrn und Kaufleute von

Weltruf hervorgebracht, und es ist daher kein Zufall, daß von seinen Häfen und Kohlengruben, von seinen Spinnereien und Reedereien, von seiner Schwerenindustrie und Schifffahrt die Weltwirtschaft Deutschlands ausgegangen ist, die nun der Landschaft ihren eigenartigen Stempel aufdrückt. Die Feuerfackeln der Eßen lodern um göttliche Dome; donnernde Eisenbahnbrücken und stampfende Handelsstöcken dröhnen über und neben dem Säuseln verträumter Pappelauen; das gewaltige Lied der Arbeit klingt in die Gebete der Weinbergprozessionen; die Göttin Industrie hängt ihre Schwebebahnen über gleichförmige Waldhänge und aufgesprengte Felstheater; die Laufe der Wandervögel spielt mitten im Hämmerktakt der Werkstatt Deutschlands.

Scheinbar ohne zentrale Harmonie und dennoch ein einheitliches Ganzes, dermaßen, daß manche Uferstrecken eine einzige, in zahllose Städte, Städtchen und Dörfer zerstreute Riesenstadt zu bilben scheinen. Und wie das nahe Nebeneinander und Ineinander von amerikanischem Industrialismus und urzeitlicher Wildnis, von Wasser und Land, Idyllischem und Heroischem, von Geschichte und lebendigster Gegenwart, von Klausnerzellen verfeinerter Geistigkeit und Hochburgen groben Materialismus die Eigentümlichkeit der von allen Interessen umworbenen, allen Einflüssen offenen großen rheinischen Kulturstrasse ausmacht, so bildet auch das zeitgenössische Künftschaffen hier einen Braukessel, in dem sich die verschiedenen Geisteselemente mischen. Alle Schaffertummen der künstlerischen Entwicklung seit Heine schillern bunt ineinander, und im vielschlünen Rhymbus reicher Mannigfaltigkeit durchspielen sich Schäften und anglühende Moraenäste. Neben der geschichtlichen Richtung Riehls und Mühlbachs, dem Realismus der Klara Viebig und Nanny Lambrecht, und dem rheinischen Optimismus Herzogs und Lauffs geht die klassische Strenge Wilhelm Schäfers und die legendäre Phantasie Schmidtbonns einher. Die neue Romantik Euabenbergs, das soziale Weltbürgertum Paquets, die Mystik Stefan Georges und Otto zur Lindens rauschen zusammen mit der Frömmigkeit Röltäters und der „Weise Reiter“-Gruppe, mit der Arbeiter- und Industriedichtung Zechs und der Werkleute auf Haus Nyland, der erdenbeschreiteten Bildfreudigkeit von Brües und Zerkaußen und dem Expressionismus Hasenklevers: Viele Wellen, große und kleine, in dem ewigen Strom.

Der Wiederaufbau Ostpreußens

Von Kurt Fricke, Königsberg

Es ist länger als sieben Jahre her, seitdem die russischen Armeen aus Ostpreußen geworfen wurden und die zurückgekehrten Flüchtlinge auf den Trümmern ihrer Heimatscholle einer dunklen und sorgenvollen Zukunft entgegen sahen, während fast gleichzeitig durchgreifende Maßnahmen zur Linderung der Kriegsnöte und dem Wiederaufbau der Provinz eingeleitet wurden. Das damalige natürliche und allgemeine Interesse an dem großen Unglück der Provinz, als einziger

Landesteil,

der den Krieg unmittelbar über seine

Fluren

schreiten sah,

und dem beklagenswerten Geschick tausender deutscher

Familien ist heute, nach den schweren Schicksalsschlägen, nach dem tiefen Sturz von Siegerhoffnungen zur

Erkenntnis

unserer trostlosen Lage gegenüber neuen größeren Sorgen des Staatsganzen zurückgetreten, ohne daß der Staat seine zugesagte Hilfe bei Belebung aller Kriegsschäden zurückziehen oder einschränken wird.

Praktisch ist der Wiederaufbau heute als beendet zu betrachten, wenn man von wenigen bisher nicht erbaueten Gebäuden absieht; doch wird die endgültige Schadensregelung noch reichliche Zeit in Anspruch nehmen, so daß vor 1925 kaum das Konto über Ostpreußen abgeschlossen sein wird.

Seit dem Jahre 1915 ist in Ostpreußen Ungeheueres geleistet worden, doch weiß das übrige Reich nur wenig von dem Umfang dieser Leistungen, zumal durch die Loskennung der Provinz das verbindende Interesse noch weiter gelockert wurde. Zwar sind durch die Patenstädte Wechselbeziehungen entstanden, die be-

sonders in den ersten Jahren zu einem sehr regen Meinungs- und Gedankenaustausch zwischen Provinz und Reich, sowie zur praktischen und mannigfaltigen Hilfeleistung geführt. Aber auch dieses Interesse hat nachgelassen, weil heute jede Stadt ihre eigenen Sorgen hat und um ihr Dasein kämpfen muß, zumal die Hilfe der Patenstädte mit viel Erfolg bereits überall die Not lindern half die außerhalb der staatlichen Ersatzpflicht lag.

Nachdem Ostpreußen baulich als fertig zu betrachten ist, erscheint ein Rückblick auf das Geleistete geboten. Die Zerstörungen in der Provinz erstreckten sich im Umfang der Besetzung des Landes durch die Russen. In der Regel zeigen die zweimal besetzten Kreise

einen größeren Grad der Zerstörung, als diejenigen Teile, die nur einmal heimgesucht oder kurze Zeit besetzt waren. So ist es zu verstehen, daß einzelne Grenzkreise, besonders die Kreise Pillkallen, Stallupönen, Lyck, Goldap, Ortelsburg und Neidenburg besonders stark in Mitleidenschaft gezogen waren. Die Zerstörungen erstreckten sich entsprechend den Kriegsergebnissen im Osten Königsbergs bis an die Deimelinie, wo Tapiau als der Königsberg am nächsten liegende Ort durch Beschließung zum Teil in Trümmer gelegt wurde. Südlich von Königsberg treffen wir, kaum 30 km vom Festungsgürtel entfernt, die teilweise niedergebrannten Dörfer Uderwangen und Abschwangen, und besonders arg sind die Städte Gerdauen und Domnau mitgenommen. Andere Kreise, wie Insterburg, Wehlau, Sensburg und Rössel, haben weniger gelitten. Die Zerstörungen sind nicht nur eine direkte Folge



Stallupönen: Neuer Markt mit Laubengängen

der Kriegsoperationen und Schlachtenhandlungen, sondern in der Mehrzahl durch systematische Brandlegung auf dem Rückzuge hervorgerufen.

In einzelnen Städten und Orten ist schwer gekämpft worden, wie beispielsweise in der kleinen Grenzstadt Schirwindt, in Neidenburg und in den Orten der Kampfhandlung um Tannenberg. Sind in den Städten, mit Ausnahme von Schirwindt, meistens nur

Teilzerstörungen vorhanden, so sind einzelne Dörfer, wie Assaunen, Possessern u. a. vollkommen dem Erdboden gleich gemacht. Die behördlichen Angaben zählen mehr als 30 000 Gebäude als vernichtet auf, die sich auf 35 Städte und 1900 ländliche Ortschaften verteilen.

3400 städtische Gebäude und 27 000 ländliche, einschl.

66 Gutshäuser, 6117 Bauernhäuser, 1128 Arbeiterhäuser und 236 gewerbliche Anlagen zählen hierzu.

Als in den letzten Februar- tagen des Jahres 1915 die ersten ostpreußischen Flüchtlings zurückkehrten, brannten noch die Städte ihres einstigen Wohlstandes. Aber auch die größte Kriegsnot konnte ihren stahlhartem

Willen zu neuer Arbeit nicht entmutigen und ihren Glauben und ihre Liebe zur Heimatsscholle nicht erschüttern. Während noch der Geschäftskampf von der Kownofront deutlich in die Grenzkreise herüberkönnte und abends der helle Feuerchein brennender Dörfer und Städte am Himmel stand, begannen sie auf den Trümmerstätten ihrer Gehöfte und Häuser notdürftige Unterkommen zu schaffen, um die Bearbeitung der

verwüsteten Acker neu aufzunehmen. — Es ist dem außerordentlich tatkräftigen und rührigen Verwenden des seinerzeitigen Oberpräsidenten, Herrn von Batocki-Bledau, in ganz erster Linie zu verdanken, daß die staatliche Hilfe für die geschädigten Ostpreußen schnell und gründlich eingesetzte. In kurzer Zeit war ein Vorentscheidungsverfahren festgelegt, und die erste Not wurde durch Vorschüsse ge- lindert. Gleichzeitig wurden aber auch Maßnahmen er-

wogen und verwirklicht, die auf den planmäßigen Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften hinzielten. Es war damals nicht leicht, eine richtige Organisation zu schaffen, nach der dieser umfang-



Stallupönen: Häuser an der Kirche



Stallupönen: Apotheke am alten Markt

reiche Wiederaufbau, wie ihn Deutschland seit Jahrhunderten nicht erlebt hatte, wirtschaftlich, wie baukünstlerisch in die Wege geleitet werden sollte. Man war sich klar, daß das wirtschaftliche Moment das ausschlaggebende war, zumal der Grundsatz staatlicherseits aufgestellt wurde, daß jeder im Umfang seiner zerstörten Gebäude entschädigt werden sollte, d. h., daß er ein Recht darauf hatte, sein Besitztum im alten Umfang und alter Art auch zu den gesteigerten Kosten aufzubauen. Es bedeutet gleichzeitig eine Kulturfat, daß auch neben diesen wirtschaftlichen Notwendigkeiten ernste baukünstlerische und städtebauliche Forderungen bei dem Wiederaufbau ganzer Städte und Orte nicht außer Acht gelassen wurden. Es war das Verdienst des Geh. Baurats Fischer, der in richtiger Erkenntnis dieser zwingenden kulturellen Notwendigkeit auch die staatlichen Maßnahmen auf dieses Gebiet ausdehnte. So entstanden das Staatlche Bauübertragungsamt beim Oberpräsidium in Königslberg und die in den Kreisen verteilten Bauvertragsämter, mit deren Leitung namhafte Privatarchitekten betraut wurden. Es ist über die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieser staatlichen Organisation zur baukünstlerischen Förderung des Wiederaufbaues viel gestritten worden und viele Besserwissen haben diese Einrichtung eifrig bekämpft, weil sie angeblich die Freizügigkeit des Bauherrn und des freischaffenden Architekten behindern sollte. Es ist heute müßig, jetzt, nachdem der Wiederaufbau fertig ist, darüber zu streiten; besonders da der Erfolg des Wiederaufbaues die zwingende Notwendigkeit dieser Stellen zur Genüge kennzeichnet. Das Eine steht fest, daß die Ämter notwendig waren, und daß sie überall da erfolgreich schafften, wo sie sich in einer verständnisinnigen Zusammen-

arbeit mit allen beteiligten Kreisen zusammenfanden. Das freie Können und Schaffen des wirklichen Baukünstlers sollte hierdurch nicht beschnitten werden, doch mußte eine leitende Stelle mit ausgesprochenen baukünstlerischen Zielen vorhanden sein, um die Vielseitigkeit des Gestaltungswillens des tüchtigen Architekten und die Durchschnittsleistung oder das Versagen vieler wahllos zugelassener Kräfte in einheitliche Bahnen zu lenken und die städtebaulichen Aufgaben zu erfüllen und ihre Verantwortung zu tragen. Wäre diese einheitliche Leitung nicht gewesen, so hätte auch die baukünstlerische Tüchtigkeit eines

Teiles der Architekten nicht genügt, um dem neuen Ostpreußen ein einheitliches und einwandfreies Gesicht zu geben.

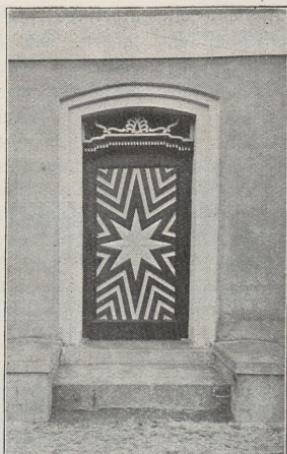
Es war nahe liegend, daß sich der Wiederaufbau in baukünstlerischer Hinsicht möglichst an alte bestehende in Ostpreußen übliche und erprobte Konstruktionen



Schirwindt: Ein zerstörter Stadtteil nach dem Wiederaufbau

und Formen anlehnte. Die Übertragung süddeutscher Architekturen nach dem herben Osten erwies sich von vornherein als untauglich. Ostpreußen verlangt konstruktiv eine besonders praktische Bauart und gibt damit auch der Architektur in Zurückhaltung und Einfachheit den Charakter. Von einem eigenlichen alten ostpreußischen Stil kann nur insofern gesprochen werden, als außer den Vorbildern aus der Ordenszeit nur noch Reste litauischer Holzbauweise anzutreffen sind. In den Städten, oft aber auf dem Lande, begegnet man ferner schlichten, behäbigen Wohnhäusern, oft mit abgewalmten Giebeln, glatten Pfannendächern, guter Fensterverteilung und einem schönen Eingangsportal. Bürger- und Gutshäuser, wie sie ins Land und zu den Leuten passen. Was in den Kleinstädten und auf dem Lande in neuerer Zeit gebaut ist, kann meistens nicht als einwandfrei bezeichnet werden; teilweise ist es häßlich

und verunstaltend. Es ist nicht die Architektur allein, die den ostpreußischen Kleinstädten das Gepräge gibt, sondern auch der Charakter und die Eigenart des Stadtgrundrisses, der wiederum das Ergebnis der politischen und wirtschaftlichen Stadtentwicklung darstellt. — Man unterscheidet in Ostpreußen die Ordensstadt und die Kolonisationsstadt. Als Beispiel einer Ordensstadt kann das stark zerstörte Gerdauen und Neidenburg gelten. Um einen städtebaulichen Mittelpunkt, meistens ein Schloß oder eine Kirche, drängt sich in möglichst enger Bebauung der Stadtkern, oft noch umgeben von Teilen alter Stadtmauern und Wehrtürmen. Schmale und recht tiefe Grundstücke umsäumen die Straßen, und der Gesamteindruck ist das mehr romantische eng zusammen gedrängte Kleinstadtbild. Hiervom unterscheidet sich der Stadtgrundriss der Kolonisationsstadt wesentlich, als deren typisches Beispiel die Stadt Stallupönen anzusehen ist. Diese Städte sind jünger als die Ordensstädte und sind im Gegenteil zu deren engem Stadtkern weitläufig ausgebaut. Sie besitzen in der Regel mindestens einen übergroßen Marktplatz, auf dem die Wochenmärkte abgehalten werden, und einen weiteren großen Platz für die Vieh- und Pferdemärkte. Wenn man als Beispiel Stallupönen betrachtet, so sieht sich die Stadt in der Hauptsache aus zwei großen Marktplätzen zusammen, an deren Verbindungspunkt die alte Kirche steht, deren Turm nach beiden Seiten städtebaulich in die Erscheinung tritt. Eine sehr breite, fast großstädtisch anmutende Straße führt vom Bahnhof zu den Plätzen. Das Straßennetz dehnt sich nicht sehr weit über die Plätzenanlagen hinaus fort. Besonders große Plätze haben auch die Städte Schirwindt, Goldap mit dem Rathaus auf der



Schirwindt:
Haustür eines Bürgerhauses



Schirwindt: Häuser in der polnischen Straße

Mitte und besonders Marggrabowa. Städtebaulich wirkt dieser Stadtyp naturgemäß ganz anders als die Ordensstadt, da der Blick des Betrachters nicht durch eng umschlossene Platzwände und schmale Straßen eingeengt wird, sondern über weite Plätze schweifen kann, und die Weitläufigkeit dem Stadtbild die Eigenart gibt. Demzufolge ist auch der Wiederaufbau dieser Städte von anderem städtebaulichem Gesichtspunkt aus zu betrachten. Breite, niedrig anmutende, behäbig gelagerte Gebäude umgeben die Plätze und Straßen und zeugen in vielen Städten, wofür auch Stallupönen als Beispiel gelten kann, von einem besonderen

Wohlstand der Kreiseingesessenen.

Will man alles in Ostpreußen Geschaffene im einzelnen schildern, so würde dieses zu weit führen, aber überall sieht man eigentlich nur Erfreuliches, und wenn etwas einmal nicht gelungen ist, so muß in Betracht gezogen werden, daß ein derartig umfangreicher Wiederaufbau, der besonders so plötzlich und in so schneller Zeit organisiert und durchgeführt wurde, nicht restlos einheitlich sein kann. Es kommt hier mehr auf den allgemeinen Durchschnitt und den Eindruck an, den das neue Ostpreußen in seiner Gesamtheit gibt und dieser ist unbedingt erfreulich und ein bleibendes Vorbild für spätere Zeiten,

da jedes Gebäude, sei es ein einfaches Arbeitshaus, ein herrschaftlicher Stall, eine moderne Hochfahrtscheune, ein behäbiges Bürgerhaus oder ein großes Geschäftshaus, den Willen erkennen läßt, eine besonders gute und beste Lösung zu finden. Rauer Puß und zum Teil kräftige Farben vervollständigen dieses Bild, über dessen Werf erst geurteilt werden kann, wenn eine Reihe von Jahren verflossen sein werden. Eine kurze

Übersicht über das Geleistete soll auf einer Rundfahrt durch die Haupitzerstörungsgebiete gewonnen werden.

Die Ostbahn führt uns in einstündiger Fahrt nach Tapiau, wo die am Markt gelegenen Wohn- und Geschäftshäuser bereits seit langem aufgebaut sind und auch die Rathaus-Neubaupläne ihrer Vollendung entgegenreisen. Man gewinnt in dieser Stadt garnicht mehr den Eindruck, daß einmal Kriegsereignisse und eine starke Beschießung sie in Mitleidenschaft gezogen hat. — Die nächste Station ist Gumbinnen. Die Regierungstadt ist ebenfalls, soweit Zerstörungen vorhanden waren, aufgebaut. Die zirka 12 zerstörten Wohn-

u. Geschäftshäuser sind hauptsächlich durch Architekten Paul Stephan in zufriedenstellender Weise neu errichtet. Städtebaulich war hier nichts zu leisten, da nur Lücken auszufüllen waren. —

Schon bei dem nächsten Haltepunkt in Stallupönen ändert sich das

Bild. Stadt wie Kreis Stallupönen gehören zu dem am stärksten zerstörten Teil der Provinz. In der Stadt ist die Haupstraße vom Bahnhof, der Alte und neue Markt, sowie der Kleine Markt arg mitgenommen. Alles ist fertig bis auf die Farbe, die das geschaffene Stadtbild noch bereichern und vertiefen soll. Durch die zum größten Teil neuaufgebaute Goldaper Straße mit ihren breit gelagerten Geschäftshäusern führt uns der Weg auf den alten Markt, rechts durch einen Torbogen eines Kaufhauses schreitend. Die nicht zerstörte alte Kirche wird von zwei schlichten breiten Giebelhäusern eingegrenzt, und auch die übrigen Marktplatzhäuser vollenden mit der beachtenswerten Apotheke (vergl. Abbild.) das Bild einer behäbigen und wohlhabenden Kleinstadt. Auch die Häuser an der Kirche sind neu (vergl. Abbild.). Durch zwei Fußwegüber-

bauungen, die der Bezirksarchitekt Kurt Trick zur Einengung des Platzes an der Straßeneinfüllung aus städtebaulichen Gründen angelegt hat (vergl. Abbild.), gelangen wir auf den dritten gänzlich zerstörten Platz, den Kleinen Markt, der nach seiner Vollendung einen recht guten Eindruck macht. Die städtebauliche Leitung lag in den Händen des Architekten Kurt Trick, und mit ihm gemeinsam schaffen die Architekten Henry Bretschneider, Paul Stephan, Willy Schadow und Wilhelm an dem Wiederaufbau der Stadt und dem Entwurf der Einzelhäuser. Auch im Kreise sind die umfangreichen Zerstörungen beseitigt. Ein Gutshaus am Rande der Rominter

Heide zeigt das Bild.

Am nächsten Reiseziel Eydtkuhnen, der Grenzstadt Kibarthy gegenüber, sind wir über den Grad der Zerstörung überrascht. Auch hier ist der Aufbau weit vorgeschritten und dürfte in diesem Jahre beendet werden. Der Marktplatz unmittelbar



Gutshaus Schwentischken, Rominter Heide
Architekten Bruno Baht und Henry Bretschneider, Danzig

an der Grenze mit seinen stattlichen dreistöckigen Geschäftshäusern bietet ein interessantes, fast großstädtisches Bild. Als Architekten sind Paul Stephan, Schadow, Puls und Siebert zu nennen, als Bezirksarchitekten zu Anfang Herr Kurt Trick und später Herr Wolff.

Wir fahren auf der Nebenstrecke nach Pillkallen und Schirwindt. In Pillkallen sind die Zerstörungen am Markt und in der Haupstraße beseitigt und in Schirwindt dürfte der Aufbau in diesem Jahre zu Ende gehen. Die Stadt Schirwindt ist vollständig zerstört und wird nach einheitlichen Plänen aufgebaut (vergl. Abbild.). Der große Marktplatz mit der stark beschädigten Kirche ist fast fertig, desgleichen die Gerichtsstraße u. a. Es liegt gerade über dieser Stadt und ihrem neuen Gewand ein besonderer Kleinstadtkreis, der durch lebhafte Farben wirksam

gesteigert wird. — Am Wiederaufbau dieser Stadt wirkten hauptsächlich neben dem Bezirksarchitekten Kurt Trick die Architekten Brettschneider, Leimann und Luley, Kniestädt, Göttgen, Weisser, Graf, Kuckuck und Klohn, sowie Herr Regierungsbaumeister Wolff.

Wir kommen nach Goldap, nachdem wir das fast neu aufgebaute Dorf Groß-Rominten durchschritten haben. Leider hat der Aufbau dieses Dorfes nicht das gehalten, was man von ihm hätte erwarten können. — Goldap selbst zeigt sich mit einem stattlich aufgebauten Marktplatz und macht einen ausgezeichneten Eindruck durch seine schlichten dreieckigen Häuser mit den Rundbögen

im Erdgeschoss. Neben dem Bezirksarchitekten Keller haben sich hier die Architekten Schopohl, Philipp und Pietrinski ausgezeichnet. — In Darkehmen ist auch fast alles aufgebaut, desgl. im Kreise

Marggrabow und Sensburg.

Wir gelangen nach Lyck

Die Hauptzerstörungen am Markt sind nur teilweise beseitigt. Die Ruinen der Kirche, vor der Kaiser Wilhelm im Februar 1915 während der Winterschlacht sein tapferes 33. Infanterie-Regt. begrüßte, warten heute noch auf ihren Ausbau, und auch der Rathausneubau bleibt noch zu erwarten. Der stark zerstörte Kreis ist ebenfalls fast gänzlich aufgebaut.

In Johannisburg, inmitten der ausgedehnten Johannisburger Heide, ist stark gekämpft worden, wenngleich die Zerstörungen in der Stadt nicht bedeutenden Umfang haben. Es ist alles neu aufgebaut bis auf das große Gasthaus „Graf York“.

Die Fahrt geht weiter nach Ortelsburg, das zu den zerstörtesten Städten gehört. Heute bietet der Ort bis auf einige Lücken ein fertiges Bild.

Die dreieckigen, zum Teil aufwendigen Häuser fallen etwas aus dem Rahmen einer ostpreußischen Mittelstadt heraus, wenngleich sie den Bewohnern der Stadt sehr gefallen.

Das benachbarte Neidenburg zeigt ein wesentlich anderes Gesicht und der einheitliche Aufbau des Marktplatzes bietet ein reizvolles, fast zu bewegtes und romantisches Bild. Die anfänglichen Pläne, diese Stadt im Einklang zur alten Ordensburg auch im Ordensstil, im Backsteinrohbar aufzubauen, sind zum Vorteil des Stadtbildes aufgegeben.

Von Neidenburg führt sonst der Weg den Besucher Ostpreußens nach Soldau. Heute ist

ihm der Zugriff zu dieser südlichsten Stadt der Provinz verwehrt; denn der Pole schaltet und waltet dort und unterdrückt deutschen Geist und deutsche Art. Als Soldau an Polen fiel, war es ungefähr zur Hälfte aufgebaut. Was heute dort geschieht, ist nicht genau bekannt, doch

hat Polen den Wiederaufbau nicht weiter geführt, und viele Deutsche, die ihr Eigentum im Kriege verloren haben, sind schwer wirtschaftlich geschädigt.

Von Neidenburg gelangen wir auf die Schlachtfelder von Tannenberg mit dem teilweise zerstörten Hohenstein, das heute auch fast fertig ist. Man wird an die Schlacht nur noch durch die Kriegergräberstätten und Heldenfriedhöfe erinnert, die ganz besondere Beachtung und Pflege finden.

Auf der Rückreise nach Königsberg besuchen wir Allenstein, Rastenburg und Löhen. Die Städte waren nicht zerstört, und die Kreisschäden sind alle beseitigt, auch in den stark zerstörten Dörfern vor Löhen, wie Widminnen, wo Herr Bezirksarchitekt Werz den Wiederaufbau leitete.



Gutshaus Schwentlichen, Rominter Heide

(Einfahrtstor alt)

Architekten Bruno Boehr und Henry Brettschneider, Danzig

Noch einmal berühren wir ein starkes Zerstörungsgebiet in Gerdauen, Domnau und teilweise in Allenburg. Gerdauen, eine reizvolle kleine Ordensstadt mit alter Kirche hat ein ganz neues Gesicht erhalten und bietet mit seinen schmucken und sauberen Häusern ein anmutiges Kleinstadtbild. Man sieht überall besonders liebevolle Behandlung der Einzelhäuser, wobei die stark romantische Auffassung teilweise nicht mehr in unsere Zeit hineinpassen will. Um den Wiederaufbau dieser Stadt haben sich besonders die Architekten Locke, Stoffregen und Engler verdient gemacht.

Das benachbarte Domnau war die erste fertige Stadt, da mit seinem Wiederaufbau sehr zeitig begonnen wurde. Die Dörfer Uderwangen und Abschwangen, schon in der Nähe von Königsberg, zeigen ebenfalls kaum noch Erinnerungen an die schwere Kriegszeit, bis auf die traurigen Wahrzeichen der russischen Mordlust auf dem Friedhof. — Die Schäden und Zerstörungen im Kreise Memel waren schon zum größten Teil beseitigt, als durch den Frieden von Versailles dieses deutsche Land den Feinden überlassen werden mußte. Die restlichen Schäden sollen unter deutscher finanzieller Mithilfe beendet werden.

Es wird heute viel über den Wiederaufbau in Frankreich gesprochen, und seit Friedensschluß ist noch nichts ernstes geschehen, um dieses weit größere Zerstörungsgebiet neu erscheinen zu lassen. Es wird von Frankreich gefragt, daß Deutschland nicht genügend Geld und Sachleistungen aufbringt, um den Wiederaufbau in die Hand zu nehmen. Wohl ist das Geld ein wichtiger Faktor, wo aber der Geist, der Wille zur Tat fehlt, darf auch das Geld nichts. —

Der Wiederaufbau Ostpreußens ist in dieser Hinsicht ein bereutes Beispiel und Vorbild; denn er ist in schwerster Kriegszeit begonnen, als die ganze Kraft des Volkes auf das eine Ziel, den Krieg, eingestellt war. Er ist trotz der immer größer werdenden Kriegsnöte und Bedrängnis des Vaterlandes gefördert und beendet, auch als die Staatsumwälzung und in ihrer Folge der Frieden und die großen Wirtschaftsnöte Volkswillen und Volkskraft lähmten und beeinträchtigten. Es war der Geist des Ostpreußens, seine unbeugsame Willenskraft und seine unverwüstliche Tatkraft und Tüchtigkeit im steten Verein mit der Liebe zur Heimatscholle, die diese Riesenarbeit schafften und die uns Vorbild für alle Zeiten sein und bleiben werden.

Eucken, ein deutscher Führer

(Euckens Weltanschauung)

Von Rektor D. Höche

Wie im geistigen Leben überhaupt, so gibt es auch auf dem besonderen Gebiete der modernen Pädagogik eine Anzahl verschiedener Strömungen, die alle um die Oberherrschaft ringen und die doch alle, wenn sie den endgültigen Sieg davontrügen, zu einseitigen Bildungsidealen hinführten.

Da herrscht in unsren Schulen etwa seit einem Jahrhundert, seit der Begründung durch Hegel, der Intellektualismus, der die logische Schulung und das Gedächtniswissen zum Bildungsziel mache. Mit weniger Erfolg suchte die Sozialpädagogik den Menschen so zu erziehen, daß er sich in erster Linie als Glied der Gesamtheit fühle; sie übernahm dabei aber das eingeborene Recht der Persönlichkeit. Diesen Mangel suchte der Individualismus auszugleichen. Nur ging er den Irrweg, ausschließlich eine ursprüngliche Güte in der Menschennatur anzunehmen und zu glauben, es müßten die idealen Persönlichkeiten heranreifen, wenn man die Natur des jungen Menschen, seine Anlagen, seine Neigungen ohne

jeden Zwang sich entfalten lasse. Seit dem philosophischen Begründer Nietzsche und seiner Interprefin auf dem Felde der Pädagogik, Ellenken, hat der Individualismus einen wahren Siegeszug durchlaufen. Neben vielen Vorzügen hat er aber auch den großen Nachteil gezeigt, daß er zum Genußleben erzog, die Menschheit verweichlichte, die Auslebtheorie in ihrem betrügtigsten Sinne vielfach verwirklichte.

Es tat daher eine Reaktion not. Dieser Rückschlag erfolgte mit der voluntaristischen Pädagogik der heutigen Zeit. Die heutigen Willenspädagogen, allen voran der treffliche Zürcher Fr. W. Förster (Schulen und Charakter) stellten den Primat des sittlichen Willens wieder auf, forderten mit Recht: weg mit der weibischen Verweichlichung, mehr Festigkeit und männliches Wesen in die Erziehung hinein! Um ein Extrem zu besiegen, ist es vielleicht zweckmäßig, den Gegensaß davon recht schroff, recht entschieden zu betonen. So verstehen wir auch die Herbheit, die in Försters Forderungen liegt, die fast zu

große Feindschaft und Nichtachtung, die er dem Individualismus entgegenbringt.

Alle die hier angedeuteten pädagogischen Strömungen, und wir könnten als leiste und jüngste noch die heutige Bewegung für Körpertultur hinzurechnen, haben zu Einseitigkeiten hingeführt. Obwohl alle großen Pädagogen das Ideal der harmonischen Ausbildung in ihr Erziehungsprogramm aufgenommen haben, wird in der Praxis eine ausgesiegelte Bildung erstrebt, und die Gegenwart ist von einem einheitlichen Bildungsideal weiter entfernt als je. Da berührt es um so wohltuend, in dem Philosophen Eucken einen Pädagogen zu finden, der sich freihält von Einseitigkeit, der eine Weltanschauung begründet, der auch der moderne Pädagoge freudig zustimmen kann, ja muß. Sie tritt besonders hervor in seinen so angiehend geschriebenen Schriften: Geistige Strömungen der Gegenwart, Der Sinn und der Wert des Lebens und Vom Wahrheitsgehalt der Religion.

Eucken wendet sich insonderheit scharf gegen eine bloß naturalistische Weltanschauung, wie sie durch das Aufblühen der Naturwissenschaften im vorigen Jahrhundert veranlaßt wurde. Der Mensch ist ihm nicht nur bloßes Naturwesen. Das Geschehen der Natur verläuft in reiner Tatsächlichkeit, es kann über sein Dasein hinaus nichts bedeuten und erstreben, es lehnt alle Beurteilung, alle Wertschätzung von außen her ab, es kennt kein Gut oder Böse; hier gilt kein anderer Unterschied als der eines Mehr oder Minder der Kraft. Ist der Mensch auch nur ein Stück Natur, dann ist natürlich alles das, was wir als wirklich hohe Werte zu betrachten gewöhnt sind, wie Religion, das Gute, die Kunst hinfällig. Alles ist ohne Wert, was über den natürlichen Verlauf unseres Geschehens hinausgeht. Aber wir können doch denken; und im Denken stellt sich der Mensch der Natur gegenüber, sucht sie in ein Ganzes zu fassen und erwägt sein Verhältnis zu ihr; wer das tut, der ist mehr als bloße Natur, und der kann nicht zufrieden sein, ein Stück ihres Mechanismus zu werden. Und wie das Denken über das einzelne hinaus auf das Ganze geht, so stellt es vor den sinnlichen Eindruck eine geistige Tätigkeit, und von ihr aus verwandelt es alles, was von draußen dargeboten wird. Erhöbe sich der Mensch als Geisteswesen nicht über die Natur, so hätte nach Eucken die ganze Kultur gar keinen Sinn. Er ruft aus: So viel Verwicklung und Umständlichkeit in Erziehung und Bildung, in staatlicher Ordnung und sozialem Aufbau, und das alles nur, damit wir

schließlich dasselbe erreichen, was das Tier so viel leichter erreicht?

Das ist eben der große Irrtum des Naturalismus, daß er eigentlich nur eine Außenwelt anerkennt. Demgegenüber betont Eucken mit größtem Nachdruck, daß es jenseits der natürlichen Vorgänge eine ewige und zusammenhängende geistige Welt gibt (eine geistige Substanz, ein seelischer Bestand); es ist hinter der Welt der Erfahrung eine höhere Wirklichkeit anzunehmen, in der das Geistesleben in der Form der Einheit und Ewigkeit fortbesteht. Entweder, so behauptet Eucken, hat man das Geistesleben als eine flüchtige Erscheinung, als Anhänger der materiellen Natur zu betrachten, oder man muß annehmen, daß es an sich schon eine große Totalität bildet und eins ist mit dem innersten Kerne des Daseins: Der Mensch muß entweder zur bloßen Natur zurückkehren und alles Streben eigentümlicher Art als einen schweren Irrtum bekennen, oder er muß mutig vorausgehen und dem neuen Streben auch eine neue Welt sichern.

Jedenfalls ist es klar erwiesen aus unserm Schicksal wie aus der Menschengeschichte, daß es eine selbständige Geisteswelt gibt, daß dem Seelenleben des Menschen eine sein Schicksal bestimmende Selbständigkeit zukommt. Wesentlich für die Bildung dieser Geisteswelt ist die Religion. Eucken hält sich selbst für einen religiösen Sucher, und er fühlt die Sehnsucht unserer Zeit nach der Religion, die aus der Kleinheit und Engt des Alltags den Blick in die Unendlichkeit eröffnet und doch auch wieder die Wirklichkeit der Gegenwart mit ihrer Weltüberlegenheit sieghaft zu überwinden weiß. Er ist davon überzeugt, daß es ohne Religion für das Geistesleben keine Wahrhaftigkeit und keine innere Größe für den Menschen gibt. Im Gegensatz zur universalen nennt er die historischen und positiven Religionen die charakteristischen. Auch sie weiß der Philosoph — und besonders die christliche — zu schätzen. Sie entspringen aus großen Persönlichkeiten und erheben sich über alle Volkskultur als eine unmittelbare Auferstehung des innersten Wesens des Geisteslebens.

Auch den Wert der Kunst für den Aufbau der Innenwelt weiß Eucken sehr wohl zu würdigen. Es ist die Phantasie, die der einzelne wie das Volk bedarf, die ihm Idealbilder seines Strebens schaffen muß, die ihn über die träge Routine des Alltags erheben soll.

Den rechten Maßstab zeigt der Philosoph auch, wenn er den Wert der Wissenschaft für das

Leben besont, die imstande ist, gegenüber der Laune der Individuen sachliche Notwendigkeiten durchzusehen. Trotzdem darf das Leben aber nicht im Erkennen und Wissen aufgehen. Wir müssen uns daher gegen den so herrschenden Intellektualismus wenden. Aber zu einem vollen Siege wird solcher Kampf schwerlich gelangen ohne ein Zurückgehen auf die Wurzel des Wissens und den Aufweis seiner Gebundenheit an das Ganze des Lebens. Durch solche Gebundenheit mag es scheinbar verlieren, in Wahrheit gewinnt es.

Euckens gesamte Philosophie hat einen starken ethischen Einschlag. Das zeigt er auch in seiner Stellung zum Individualismus. Eucken betont die Bildung des einzelnen zur rechten Persönlichkeit. Er denkt dabei aber nicht an die heutige neue, an die Freiheitsethik, spricht nicht der Auslebetheorie das Wort, sondern hat Persönlichkeiten im Sinne, die fest gegründet stehen in den sittlichen Werken der Geisteswelt. Ganz und gar im Sinne Euckens bemerkt Budde, ein begeisteter Interpret des Philosophen: Diese Persönlichkeitsbildung darf aber nicht auf Stimmungen und subjektiven, willkürlichen Launen sich gründen wollen — man lebt sich nimmer aus zur Persönlichkeit —, sie muß vielmehr wurzeln in absoluten ethischen Werken einer selbständigen Geisteswelt, in Normen, die der Lebensprozeß der Menschheit im Laufe von Jahrtausenden herausgearbeitet hat und die ihren Ewigkeitswert erwiesen haben gegenüber allem Wandel der Zeiten.

Aus der bisher angedeuteten Weltanschauung Euckens ist es nicht schwer, die Folgerungen zu ziehen, die sich für das Gebiet der Pädagogik ergeben. Wie schon erwähnt, erklärt sich Eucken mit Entschiedenheit gegen die heute in der Jugenderziehung so beliebte Freiheitspädagogik, die nichts wissen mag von der ernsten Zucht, die die Wörter „gehorchen und müssen“ ganz aus dem Wörterbuche der Erziehung streichen möchte. Sehr richtig bemerkt der Philosoph in den „Geistigen Strömungen“: „Nur ein grenzenloser, man möchte sagen, kindlich naiver Optimismus, den man liebenswürdig nennen möchte, wenn er nicht mit seiner halbgibdeten Flachheit gefährlich wäre, kann wähnen, daß man den Menschen nur schrankenlose Freiheit zu gewähren brauche, um das Leben in seliger Harmonie zu führen.“ Gewiß eine scharfe Abhage an die Extreme des Individualismus! Dabei ist auch Eucken für die Heranbildung von Persönlichkeiten. Aber ihre Wurzel muß in den sittlichen

Kräften der Innenwelt ruhen, darf nicht in der Haupfsache durch Dinge der Außenwelt bestimmt sein. Wie einst Paulsen sich gegen die Entwicklung geradliniger Normalität erklärt, so wünscht auch Eucken einen maßvollen Individualismus, so will er die Eigenart des Schülers beachtet wissen, sonst erhalten wir leicht konventionelle Gestalten, typische Menschen, Exemplare einer bloßen Gattung, während die Ausbildung individueller Art unterdrückt wird und damit etwas verloren geht, dessen die Aufrechterhaltung innerer Selbständigkeit dringend bedarf. Das sind Worte, die für die sittliche Persönlichkeitsbildung von Bedeutung sind und in einer Zeit Beachtung verdienen, die die Pflicht hat, nicht nur für die Schwachen so viel zu tun, sondern auch den gut oder einseitig Begabten mehr als bisher die Bildungswege zu ebnen.

Daraus, daß Eucken neben der Außenwelt eine besondere Innenwelt anerkennt, ja sie am höchsten wertet, geht hervor, daß der einzelne so erzogen werden muß, daß sie bestimmt für sein Leben wird. Der Bildung dieser inneren Geisteswelt, diesem Lebenskern und Quell des Menschen, gilt daher die Hauptarbeit der Erziehung. Alle Kräfte der Seele müssen zu diesem Ziel hin mobil gemacht werden.

Damit sind auch gewisse Forderungen der Schulbildung festgelegt. Das Aufblühen der Naturwissenschaften im vorigen Jahrhundert hatte das Interesse für die Natur mächtig erhoben. Es wurde besont, die mathematisch naturwissenschaftlichen Fächer in den Vordergrund des Lehrplans zu rücken. Wenn der Geisteswelt des Menschen aber die höchste Bedeutung zukommt, dann geht daraus hervor, daß auch die Geisteswissenschaften die zentrale Stellung im Unterrichte einnehmen, daß die sogenannten Geistwissenschaften in erster Linie gepflegt werden müssen. Weil der Naturalismus nur eine Außenwelt anerkannte, hielt er auch die Realien so hoch, deshalb spielte als weitere Folge das utilitaristische Prinzip eine so große Rolle. Gewiß können wir uns mit jenem Verlangen, alles, was keinen Lebenswert hat, aus dem Stoffplan ausscheiden, nur einverstanden erklären; aber wir dürfen bei dem Begriffe Lebenswert auch nicht nur an den gemeinen Nutzen denken, sondern auch an die höheren Seelenwerke, die im letzten Grunde Erfolg und Glück unseres Lebens wesentlich bestimmen. Es ist daher gut, wenn in unserer materialistisch gesinnten Zeit wieder ein Prophet auftaucht, der uns ein Kompaß zu den ewig gültigen Bildungszielen ist.

Wie schon angedeutet, wendet sich Eucken auch entschieden gegen die einseitige Werthschätzung des Intellektualismus. Der Erkenntnis, dem Verstände darf nicht die erste Stelle im Leben eingeräumt werden, zum mindesten haben alle anderen Seelenkräfte, vor allen Dingen Wille, Gemüt und Phantasie ein Recht auf Ausbildung. Mit dieser Forderung geht Eucken einem Grundübel unserer Zeit an die Wurzel. Denn seitdem Hegel den Intellektualismus philosophisch begründete, ist dieser in unsere Schulen eingezogen und hat sie oft zu bloßen Stätten der Erkenntnis und des Wissens gemacht. In den Sprachen ging man weniger darauf aus, den Schüler in die Gedankenwelt anderer Völker und großer Männer einzuführen, als sie zum Gegenstände, zum Probierfelde formalster Bildung zu machen. Selbst die Fächer, die wie Religion und Deutsch in erster Linie gesinnungsbildend, gemütbefruchtend wirken sollten, wurden hauptsächlich der logischen Schulung, dem Erwerb von Wissen, dem Gedächtnisdrill dienstbar gemacht. Diesem Irrtum gegenüber betont Eucken, ohne die Verstandesbildung zu unterschätzen, daß Denken und

Wissen doch nie allein die innere Geisteswelt aufbauen können, daß der einseitige Kultus des Geistes zu einer Bildungseinseitigkeit führt und daß das Ziel der harmonischen Menschenbildung ebensosehr die Berücksichtigung aller andern Seelenkräfte erfordert.

Es fehlt heute nicht an Männern, die der Erziehung ein heißes Interesse zuwenden. Auf keinem andern Gebiete versucht man ja so viel herumzureformieren wie auf dem der Schule. Aber man kann so häufig die Beobachtung machen, daß von den Neueren der Blick auf irgend ein einseitiges Ziel gelenkt wird, daß die beabsichtigten Reformen nicht selten in Überreibungen und Irrtümer auslaufen. Da berührte es um so wohltuender, in Eucken nicht nur einen Philosophen, sondern auch einen Pädagogen kennen zu lernen, der den Blick aufs Ganze gerichtet hält, dem wir bei vernünftiger Prüfung eigentlich in allen Punkten zustimmen müssen, der einen hohen deutschen Idealismus vertritt und der im Wirrwarr der vielen streitenden Meinungen der deutschen Erziehung gangbare und untrügliche Wege weist.

Gedanken am Meer

Von Herbert Lipp

Nicht, daß ich fern von Licht und Tag,
mächt mir das Herz so schwer,
als daß ich dich nicht zu schauen vermöge:
Du heiliges, blaues Meer!
(Moritz Graf von Strachwitz)

Meeresbranen

Thalatta! Thalatta! Das Meer, das Meer! so sollen einst in grauer Vorzeit freudig jauchzend die zehntausend Griechen bei ihrem Rückzug durch Kleinasien unter Xenophon gerufen haben, als sich nach weiter, entstaugungsvoller Wüstenwanderung der weite Blick des Meeres vor ihren Augen aufstät. Wonne-trunken einander umarmend jubelten sie ihm zu, dem Meer, das ihre sonnigen Heimatlandesküsten bespülte, auf dessen breitem Rücken der stolze Name der Griechen von rastlosen Kaufsahrern in fernste Welten getragen wurde, in dessen Fluten die besten ihrer Helden für ihres Vaterlandes Rettung und Ehre ihr Leben gelassen, an dessen Küste ein Häuslein der Gefreuten in hartem Kampfe gegen eine Welt von Feinden ausharrte bis zum letzten Hauch von Roth und Mann: „wie das Gefäß es befahl!“ —

Thalatta! Sei mir begrüßt, du heiliges Meer! Wer deiner Wogen Rauschen als Kind schon er-

lauscht, wenns Wiege an deinem sturmzerklüffeten Gestade gestanden, der schaut dich oft in seinen schönsten Träumen, und sei er noch so alt und noch so fern von dir, dessen heißes Herz zieht eine ruhelose Sehnsucht zu dir, bis es sich kühlst an deinem erfrischenden Windhauch, ausruht unter deinem einschläfernden Rauschen! ...

Wie ich zur See schreite, ... ist mir's doch so erwartungsvoll zu Mute wie den Kindern, wenn sie des großen Augsblicks harren, da die verhangene Tür zum Weihnachtszimmer sich öffnen und der ersehnte Licherbaum mit all seinen Freuden und Gaben die freudeheischenden Augen blendet soll! — Du wirst es wiedersehen, raunt meine Seele: das Meer, das geliebte, zu dem durch weichenden Dünen sand mühevoll der kleine Kinderfuß geschritten, in dessen erquickendes Nas du zum ersten Mal furchtsam auf starken, schügenden Armen des Vaters hineingetragen und später dann so manches Mal hineingetragen kendem Kiel hinausgesteuert bist durch Wogen-drang und Sturmgebraus! ...

Und nun liegt du vor mir! Herbst-Himmel-überdacht... grau in grau... weiße Schaum-kronen erkennst schon von weitem das Auge.

Blau sonst sah ich dich meist, . . . so oft, daß ich dich mir kaum anders noch denken konnte, als das „heilige, blaue Meer“ . . . Bist du, Freund meiner Kindheit, Liebe meiner Mannesjahre, gealtert und grämlich geworden? — Was machte dich trüb? Schäumst du so wütend auf, weil sich die Völker auf deinem weiten, endlosen Plan zerfleischen um die Freiheit der Meere, als hätte es nicht Raum für alle — das Meer? . . . Möchtest du die Toten uns wiedergeben, die besten Helden unseres Volkes, die du nicht gefordert mit zerschellendem Wogenwall, sondern die wahnwitziges Morden dir hinabgesandt in deine kühlen, grundlosen Tiefen? . . .

Nachsinnend solchen Gedanken steige ich von der Steilküste zum Strand hinab, gezaust von wütender Windbraut. — O dieses Hochgefühl, im Sturm der Brandung zu stehen und die weißbeschäumenden Wellenberge frei und fessellos heranbrausen, sich auftürmen und in sich selbst zusammenbrechen zu sehen! Welch eine Wonne, dem unaufhörlichen Donnergesang der Wellen zu lauschen, dieser berauschenden Symphonie ewiger Urgewalten! . . . Aber was leuchtet denn da verstohlen zu meinen Füßen wie lautes Gold? . . . Danach mich bückend, geht eine holde Weise mir durch den Sinn. Sie sang vor Jahren einst eine treue Ostpreußen-Seele, eine herzensinnige Heimatfreundin, eine stille Meeranbeterin: „Es glänzt der Vorzeit Träne klar an deiner Küste Saum!“ . . . Träne der Vorzeit, wie leuchtend erquickst du des Spätgeborenen Auge! — Werden auch unserer Zeit zahllose Tränen euch, ihr Enkel, einst leuchtendes Gold, reichen Gewinnst bedeuten? . . .

Sieh, da teilte sich über dem Meer die graue Wolkenwand! Schnell jagt der Sturm seine sämtlichen Reserven in die große Durchbruchsstelle hinein! Wie sie fliehen, die zerstreuten, vor seinem grimmen Dräuen! Und nun blaut es drunter wieder auf — als mein blaues Meer. Ein goldener Sonnenstreifen legt sich breit über die brandenden Wogen bis hinten hin zum Horizont der fernsten Fernen. Und in dem Sonnenstreifen werde ich eine Rauchfahne gewahr, einen Schornstein und zwei Masten! . . .

Unter neuer Sonne ziebst du dahin, deutsches Schiff! Geleite dich Gott durch die Wogen! Stürme haltest du genug und Wellen zuhaus, und noch immer brausen und branden sie wild. Aber Gottes Sonne leuchtet dir doch wieder. Das dünt mich nun gottgesandtes Symbol: Schwer gilt's von neuem zu kämpfen, du festgefügtes Schifflein deutschen Volkes. Aber den

Platz an der Sonne erkämpfst du dir doch und den Raum auf dem Meere erringst du dir wieder, geht auch manches von deinem Bestand über Bord: „Alles darf untergehn. Deutschland, unser Vater- und Kinderland, Deutschland muß bestehn!“

Meeresstille

Wer, der den Begriff „Meer“ denkt, sieht nicht im Geiste vor sich ein ewiges Wallen und Wogen, hört nicht ein unaufhaltsames Donnern und Tosen von haushoch sich aufzäumenden und überstürzenden Wellen? . . . Und doch sah ich es heute so ganz anders — das Meer. —

Wie ein Spiegel liegt es vor mir, vom Sonnenglanz überflutet, „und in dem glatten See weiden ihr Antliz alle Gestirne“. Vom Lande her streicht der Wind und weithin, gehemmt durch die hohe Dünne, kann sein Hauch die Fläche des Wassers nicht berühren. Mir ist's, als trete ich an einen riesenhaften Teich; denn kaum ein leises, schüchternes Wellchen hie und da verrät, daß es auf der „Höhe“ auch wieder Meereswogen gibt! Welch eine Fülle von Farben auf dieser endlosen Fläche, die — wie ein buntes Tuch — vor mir sich ausgebreitet hat: Vorn unter dem Windschuh des Ufers liegt es graublau vor mir wie ein Saum, daran scheint ein anderer Streifen gewebt, der ist von dunkelblauer Farbe: es reflektiert sich in den vom Landwinde gekräuselten winzigen Wellchen tausendsach das tiefe Blau des Himmels. Dort aber, wo im Südwesten die Sonne leuchtet, ist's wieder wie ein silberweißer Flecken, wie ein glitzernder Lichsee in der See anzuschauen. . . . Auf der weißen Wasserfläche blitzt es wie ein silbernes Leuchten hier und da rasch auf und verschwindet. Dazwischen fällt in die Stille ein leiser Schrei: wilde Enten tummeln sich auf der Flut voll Lebensfreude. Und über ihnen hinweg streicht ein Schwarm von Möven, deren Gefieder im Sonnenlicht und gegen den azurblauen Himmel grellweiss erglänzt; sie jagen im Spiele sich hastend durcheinander, bis sie schließlich auf einem der erraticischen Blöcke in der Nähe des Strandes die müden Fittiche ausruhen.

Zwei Fischerkähne benutzen die günstige Landbrise, auf die Höhe zu fahren. Ich höre das scharrende Geräusch des Segelhissens und sehe bald die weißen vom Winde geblähten Windfänge am Masten emporsteigen. Heil euch, ihr Epigonen eines Petrus und Andreas, möchtet ihr einen guten Zug tun! Möchte eure Ausfahrt nicht nur der Wunsch nach sichtbarem Segen geleiten, sondern auch nach jenem inneren Segen,

dass sich der Freund der Fischer euch offenbare mit seiner Forderung: „Fahret auf die Höhe und werset eure Nehe aus!“ und ihr mehr noch heimbringt als nur einen guten Zug Fische von dieser Fahrt! —

Doch „die Kultur, die alle Welt beleckt“, hat auch in meine Weltabgeschiedenheit Eingang gefunden: Deß zum Beweise vernimmt mein Ohr aus der Richtung der lieben, zur Herbstzeit noch einmal sommerwarmen Sonne ein unablässig-knatterndes Tack-Tack in der Ferne. Ein Motorkutter triumphiert mit selbstbewusster Pose über seine rückständigen Kollegen vom Segel-Windmotor, die vor Neid noch praller sich aufblasend, an dem Hochmütigen vorüberziehen.

Ich lege mich in den Sand, lasse ihn — eine unbewußte, dem wunschlos Genießenden vielleicht

unbedingt notwendige Strandbefähigung — durch die Hand rieseln, diesmal, ohne über die Ähnlichkeit zwischen dem Sandkorn und mir Beobachtungen anzustellen, und schaue zum Himmel empor. Wie wohlig ruht doch das Auge aus auf dieser ruhigen Bläue, die nur im Westen von blendend-weißen, zarten, wie lange wehende Schleier über das Firmament sich hinziehenden Strichwolken unterbrochen wird. Dolce far niente!... Und wenn nicht die Stechfliegen mich Träumenden daran gemahnen würden, daß überall und allzeit im Leben bei den Rosen die Dornen stehen müssen, so wäre es von mir wahrlich keine phantastische Illusion zu glauben: ich liege hier in der Seligen Lande an jenem gläsernen Meer von Kristall, davon die Sehnsucht des Sehers singt.

Zwei Gedichte von Fritz Walther Bischoff

Geistliche Nacht

Ich höre die Bäche rinnen.
Um mein Haus hängt des Mondes Flor.
Ein Lager duftet von Linnen.
Der Traumgeist pocht an das Tor.

Zaub'rische Schritte klingen
herüber aus himmlischem Jahr.
Innige Vögel singen,
Winde betören mein Haar.

Ich küsse die schimmernden Spuren,
da flammt die Taube empor,
geistlich rauschen die Fluren,
ein Quell stretzt jauchzend hervor.

Seltsame Gärten erblühen, die noch kein Fuß betrat.
Uralte Wälder glühen, Dorne behüten den Pfad.

Fröhliche zwitschernde Tiere tönen von Herden fern,
heilige Sternenmale verkünden den ewigen Herrn. —

Ich tauche die Hand in sein Wasser
und weihe Stirn und Gesicht,
aus den Fluten grüßt mich ein blässer
Fremdling in göttlichem Licht.

Himmlische und irdische Geburt

Ich habe vom Honigseim seraphischer Kräuter getrunken,
als ich sanft in den Armen der Urheimat lag,
als ich Licht war, im göttlichen Lichte versunken
und ferne nur hörte erdonnern den Weltenttag.

Gärten lockten geheimnisvoll, ich wuchs, Gott ließ mich geschehn.
Ich wurde sein Gärtner und warf in die Fluren den Samen der Sonnen.
Besiegt hörte ich seinen fruchtbaren Atem wehn,
durch meine Hände ließen die Wasser der Liebe aus leidumwuchertem Bronnen.

Ich lauschte dem Blühen lobpreisender Haine,
in denen die Seelen der Vögel schlafen.
Ich preiste die himmlische Traube und schenkte vom Weine,
ein kindlicher Pfleger war ich den Kindern, erlösten Hunden, den heiligen Schafen.

Die Ewigkeit umströmte mich wie ein lächelnder Wind,
aus dem ich furchtsam nur in den Raum mich hinübersann.
Ich schrie und die Sünde lohte, als mich ein furchtbarer Strudel, blind,
in das Stöhnen menschlicher Wollust saugte und ein klaffender Schoß mich begann!

Genie und Gelehrter

Essay von Kurt Offenbarg

über „Genie und Gelehrter“ schreiben heißt einmal, den Ossa auf den Pelion türmen, das andere mal durch ein von ungälichen Fußstapfen ausgetretenes Flachland wandern. Welche von diesen beiden Wirkungsmöglichkeiten die verlockendere ist, das ist Sache jeweiliger Daseinspotenz des Individuums. Hiermit ist von vorne herein eine unzweideutige Stellungnahme bedingt.

Das Genie ist das Auge der Welt; ist der aus dem Unterbewußtsein zum Selbstbewußtsein erhobene Urintelletkt, der plötzlich, man weiß nicht wie, durch einen Menschen in die Welt blickt. Taucht ein Genie auf, so ist es, wie wenn ein König, ohne jede vorherige Anmeldung und Prätention, in ein fremdes Land eindringt und hier sein Reich erkennend, plötzlich die Aufgabe vor sich sieht, Ordnung in das herrschende Chaos hineinzubringen.

Die Gelehrten, die in ihrem Reiche lange Zeit ohne jede Führung waren, haben, als die Verwalter und Administratoren der früheren Könige, wie dies in der Geistesgeschichte der Menschheit häufig anzutreffen ist, die Geschäfte selbstständig in die Hand genommen. Sie haben in vorhandenem Reichtum, den das Genie ihnen hinterließ, geschaltet und gewaltet nach Gutdünken ihres eigenen Blickfeldes. Durch Tradition gelangten sie zu ihrem Amt, füllten es aus nach bestem Wissen und Können; waren jedoch stets empört, sobald Jemand auftauchte, der ihnen den Rang streitig zu machen suchte.

Das Genie dagegen, ohne jede Tradition und zeitlos, nimmt als geborener König unbekümmert von allen Seiten die Berichte der Gelehrten aus dem Archiv der Wissenschaft entgegen; sieht jedoch gleichzeitig, mit dem ihm angebotenen Herrscherblick, die Mifstände, die sich seit Jahrhunderten, die sich seit des letzten wahren Königs und Gesetzgebers Tode eingenistet haben. Hier öffnet sich für das Genie ein unüberblickbares Arbeitsfeld: es beginnt, seine Befehle, seine Gesetze zu formulieren, die von den verwaltungsbeflissenen Handlangern mit dem größten Miftrauen aufgenommen werden, denn diese haben, durch Tradition geheiligt, eine viel zu hohe Meinung von ihren eigenen Anordnungen, als daß sie sich ohne weiteres dazu verstehen würden, die neuen Verordnungen aufzunehmen und in deren Sinne zu wirken. Da zudem die Gelehrten

an der autokratischen selbstsicheren Form irre werden, in der das Genie sich offenbart, so tun sie stets das in ihrem Falle Klügste und seit Generationen Bewährteste: sie schweigen sich aus.

Zeichnet sich die Gedankenformulierung des Gelehrten durch eine äußerst relative Sprache aus, so die des Genies durch eine absolute. Die Gelehrten beziehen sich in allen ihren Äußerungen auf Gott wie ihre Mitmenschen (d. h. Kollegas!), das Genie dagegen auf Niemanden, höchstens auf seine ihm ebenbürtigen Vorgänger. Die Gelehrten sind, wenn es sich um ihre eigene Rettung handelt, stets Demokraten und suchen durch Majoritätsbeschuß irgend ein Gesetz, eine Wahrheit einzuführen; das Genie dagegen ist autokratisch und absolut. Seine Worte klingen wie Befehl, seine Sätze wie Gesetz, doch niemals wie asthmatische Lehrhaftigkeit.

Das Genie, das auf Grund seiner Traditions- und Zeitslosigkeit von der jeweils herrschenden Gelehrtengilde nicht anerkannt wird, weil die Anschaungen beider sich durchaus entgegenstehen, muß stets eine geraume Zeitspanne an sich vorüberslutzen lassen, bis die Gelehrten in ihm ihren Führer erkennen. Daz er gewöhnlich schon tot ist, bis den Brosamensuchenden ein Licht über ihrers Ernährers Existenz aufgeht, ist hier nicht von Belang, da auch dieser besondere Faktor im geistigen Gesamtkomplex eines Volkes verwurzelt ist. Sind die berufsmäßigen, doch meistens nachtschlafenden Posaunenbläser durch Zeitsströmungen unsicher geworden, so ist das Genie völlig unbefangen, es sieht, weil es ohne jede Tradition ist, die Dinge der Welt in einem neuen, für die Gelehrten durchaus fremden Lichte, in bisher ungewohnten Beziehungen. Doch die Gelehrten, von dem Herkömmlichen, der Tradition völlig besangen, lehnen jede Neuerrung als störend ab. Sie betrachten das Genie als Störenfried, der die Traditionen, die durch ihr Dasein geheiligt wurden, mit Füßen tritt. Aber das Genie, als neuer unerkannter König, ist weit davon entfernt, das zu tun, was ihm seine späteren Schleppenträger andichten: es ist lediglich bemüht, dem Volk neues Leben zu verleihen, und da solches in neuen Gesetzen, bisher fremden Verordnungen und obendrein noch in anmaßendem Tone geschieht, wird die Gelehrtengilde mißtrauisch. Sie erkennt die Leistung des Genies keineswegs ab, sie erkennt

sie aber auch nicht an; in ihrer Unsicherheit schweigt sie sich aus, denn: man kann nie wissen.

Das Genie, sich seiner Herrscherpflichten bewußt, legt seine Gefehe, unbekümmert um Anerkennung oder Tadel, im Archiv des menschlichen Geistes nieder. Hat es seine Pflicht erfüllt, die ein Menschenleben umspannt, legt es sich hin und stirbt. Längst sank das Genies Existenz in Vergessenheit; da sucht, scharrt und findet plötzlich ein Gelehrter, der mit dem Zeitgeist nicht aus noch ein weiß, des toten Führers Gefehe, die mit Blitzhelle das ganze Chaos durchleuchten. Jetzt, da keine Gefahr mehr droht und nur rettender Ausweg sein kann, nehmen sich die Gelehrten jenes seltsamen Störenfriedes an; stellen gewissenhaft fest, wann er gestorben ist, wie er gestorben ist, wo er gestorben ist; schnüffeln in eifernder Überlegenheit dergleichen äußerem Belanglosigkeiten nach und zerbrechen sich noch die unbehaarten Schädel über die Frage, ob der König im Reiche seiner Gedanken einstmals beim Schlafengehen eine Nachtmühe trug oder nicht. Je geringer nun der Gelehrten eigene Verdienste sind, desto mehr bemühen sie sich, die des Genius in den Himmel zu heben. Auch hier bleibt eine Werbung dieses Fakultums Sache zweier Daseinspotenz des Individuums.

Das Kennzeichen des traditionellen Gelehrten ist seine relative Ausdrucksweise. Alles, was er spricht und schreibt, steht entweder in sehr oberflächlicher Beziehung zu den Dingen, mit denen er gerade berufsmäßig zu tun hat, oder er hält sich nur rein beschreibend, feststellend, ver-

gleichend in einer Sphäre auf, in der er immer Land unter den Füßen verfügt; wohingegen das Genie trunken an den schroffsten Abgründen, unbekümmert, schlafwandlerisch — sicher vorbeitaumt.

Ist die Lebensarbeit des Gelehrten ein Produkt von schwerflüssigem Gehirnschleim und verhärtetem Sitzfleisch, so ist dagegen das Wirken des Genies ein verschwendendes, unbedenkliches Früchtestreuen, aus den nie versiegenden Speichern seines unermehrlichen Reichtums. Sagt man vom Gelehrten, sein Schaffen rieche nach der Lampe, so könnte man vom Genie sagen: jedes seiner Werke ist umhellt von der Zeugung ewigem Morgenwind.

Allein schon ein Blick auf des Gelehrten und des Genies äußere Lebensgestaltung dokumentiert die unüberbrückbare Wesensgegensätzlichkeit beider Kategorien. Dieses Motiv ist ebenso bekannt wie abgegriffen, und sei deshalb darauf verzichtet, in dieser Hinsicht Gemeinplätze auszubreiten. Doch sei gleichzeitig keineswegs unterlassen, mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß die meistens ebenso oberflächliche wie gewissenlose Memoiren- und Anekdotenliteratur häufig nur der Sache Hülle streift, hingegen unbedenklich vorübergreift an den seelischen und geistigen Himmel- und Höllenfahrten des Genies. Diese inneren Konflikte, die durch ihre Spontanität wie Nachhaltigkeit ihre ungeheure Centralität beweisen, werden stets am unverfälschtesten aus des Genies eigenen Werken herauszukristallisieren sein. Sapienti sat!

Gespräch mit einer Toten

Von Eugen Mossakowsky

Die Kerzen sind jetzt heruntergebrannt. Noch fünf Stunden, dann wirst du hinausgefragt und irgendwo dort draußen in die Novembererde gelegt. Und um einiges später wird nur noch ein Hügel Kunde geben, daß du einmal gelebt hast.

Ich bin bei dir geblieben, diese letzte Nacht. Kein anderer sollte um dich sein. Das war so mein Wille. Aber um Mitternacht schlich Troll herein, und jetzt liegt er neben mir und ist ganz ruhig.

Weißt du auch, daß ich noch keine Träne um deinen Tod geweint habe! Nur einmal stieg es heiß in mir auf, als unser Bübèle — es hat sich im ersten Schmerz über dich geworfen und nur immer geschluchzt — ja, als das Bübèle mich gestern abend bei der Hand nahm und mir ganz

leise sagte: „Vati, wir dürfen gar nicht weinen um unsere tote Mutter.“ Weißt du, da habe ich zum ersten Male gefühlt, daß du nicht mehr am Leben bist.

Ich bin dann durch den Abend gejagt und habe nur immer gedacht, wie unbarmherzig doch ein Kind sein kann. Ach du, sei ihm nicht gram, unserm Bübèle. Es schlafst jetzt seine fünf Jahre und wird gewiß etwas sehr Schönes träumen.

Wie war das doch, du, als wir uns zum ersten Male sahen! Du hattest gerade das kleine schwarze Häschchen aus den Händen der Gassenbuben gerettet. Es jammerte so auf deinem Arm und du flehstest fast noch mehr um Hilfe und Erbarmen als dein Schüßling, den wir nachher doch unter deinem Lieblingsbaum in die Erde

legen mußten. Ganz gewiß du, in deinen Augen war damals solch ein Flehen um Mitleid für das kleine Käfchen. Erst lange später, als ich die Menschen schon kannte, habe ich gewußt, daß man Tiere so lieben kann.

Du wurdest mein Weib und hast mit mir gehungert und ich habe mit dir lachen müssen. Wir haben zusammen gefroren in unserer Dachkammer und wir haben uns bei der Hand genommen und sind herumgesprungen, wenn uns die Kälte gar zu grimmig anpackte.

Und dann, wie es aufwärts mit uns ging, als der große Erfolg zu uns kam. Weißt du noch, wie du gerade unser Bübèle stilltest, und wie ich zu euch hineinstürzte, soviel Siegesfeier im Blitze! Ach, in deiner Freude war soviel Angst um mich, daß ich nun nicht mehr uns dreien gehören würde. Du, damals habe ich gespült, wie Frauen lieben und um diese Liebe zittern können. Aber wir sind zusammen geblieben, wir drei.

Sieh, jetzt ist die letzte Kerze auch erloschen. Jetzt kommt bald der liebe Herrgott, um selber den Vorhang nieder zu lassen.

Sorge dich nicht um mich, du! Hast du mich doch geliebt, wie kann ich da noch zugrunde gehen? Es ist so gut kein Schmerz in mir, nur eine gewaltige Ehrfurcht vor dem Tode, vor deinem Tode. Wie mußt du mich geliebt haben, daß selbst dein Tod mich nicht befreßen kann. Ach du, laß dir immer und immer wieder für dies, dein letztes und größtes und heiligstes Geschenk an mich danken. Sieh nur, wir Lebenden sind zu selten einsam. Das ist vielleicht unser größtes Mitzgespicks. Wir leben viel zu sehr mit den anderen und vergessen uns selber darüber ganz. Daß du mich nur durch deinen Tod all das hast lehren können. Ich weiß jetzt, warum du so fröhlich gestorben bist. Hast du mir ja erst durch deinen Tod das Leben gegeben. Ich werde gar nicht einsam sein, wie ich es früher doch vielleicht gewesen bin. Ich denke jetzt daran, daß du einmal den Tod als die erhabenste Majestät rühmtest, weil er so voller Kraft sei. Du hast recht behalten, er ist vielleicht die einzige Majestät

auf dieser Welt, wir müssen nur mit ihm packieren wollen. Dann erst werden wir in Freiheit leben und auch sterben können.

In einer Stunde wird unser Bübèle erwachsen. Du weißt ja, daß pflegt immer um diese Zeit zu geschehen. Ach du, nicht das Bübèle allein hat seine Mutter verloren. Ich habe jetzt auch wieder keine. Wir Männer sehen in euch Frauen immer nur die Geliebte, den Freund vielleicht, und wollen es gar nicht wahr wissen, daß ihr uns so unendlich viel Mutter seid. Das ist das Schönste und Größte und Heiligste an euch. Das können wir euch auch nimmer genug danken. Euer Leben ist die Sorge um uns, die ihr selbst noch in dem Kinde zu eurer größten und einzigen Pflicht macht.

Du, ich habe mich immer gefürchtet, einmal nicht mehr mit unserm Jungen fühlen zu können. Ich habe mich immer so gefürchtet, daß die Zeit kommen würde, in der ich seine Welt nicht mehr verstehen kann. Nicht, daß er jung bleibt und ich alt werde, nein, nur, daß ich ihm einmal fremd werden könnte. Ihre Frauen habt eure Kinder ja ganz anders, euch können sie nimmer Fremde werden, zu euch müssen sie immer wieder zurück. Wir Männer müssen sie uns täglich auf's neue erkämpfen. Das kann wohl müde machen. Es gibt ja auch soviele Väter, die ihren Kindern entfremdet sind. Und davor habe ich solche Angst gehabt.

Wir sind jetzt zusammen, unser Bub und ich, denn wir haben dich ja. Wir beide sind nun ohne Mutter, aber wir werden jeder im anderen einen Freund haben. Weißt du, so einen, dem man immerfort vertrauen kann. —

Jetzt ist Troll neben deinem Sarge und schaut nur immer zu dir hinauf. —

Ach du, daß du sterben konntest, damit wir in Freiheit leben. Wie mußt du uns nur geliebt haben.

* * *

Jetzt werden sie bald kommen, die Menschen. Sie werden dich und mich und unser Bübèle beklagen.

Es ist doch soviel Grausamkeit in der Welt.

Die Kiefer

Von Walther Taube

Als Knabe schon sah ich den Baum, als ich mit dem Vater durch die Wälder des Rheintals und am alten römischen Limes entlang durch den Taunus wanderte — — ich begegnete ihm

wieder in meinen Studienjahren im südlichen Schwarzwald und in den Bergwäldern, die Alt-Heidelberg umkränzen — — — ich sah den Baum und freute mich seiner wie über alle seine

Brüder, die mit knorriegen Stämmen die weiten grünen Kuppeln trugen, wo Choräle auf unsichtbaren Orgeln gespielt, so oft ich dort weilte, mein Ohr ahnend gebannt hielten. So kannte ich auch die Kiefer — doch ihr Geheimnis ward mir noch nicht offenbar. —

Als der Vater zu Gott zurückgerufen ward und mein Wanderführer von mir genommen war, kam ich in die deutsche Ostmark. Leidensjahre kamen und mitten unter allerlei Menschen wurde ich immer einsamer. Im Herzen aber trug ich das Sehnen nach der sonnenfrohen Heimat des Südens und den rauschenden Wältern, den gesegneten Bergfällern und stillen Dörfern... So saß ich in Gedanken an die Vergangenheit, an das Weltendrama des Krieges und an so manche Damaskusfunde des großen inneren Lebens eines Sommerabends auf einsamer Höhe der Bergwälder, die sich von Oliva längs der deutschen Ostseeküste hinziehen.

Die Sonne stand schon tief... Durch die Stämme glänzte das blaue Meer, hier und da die blendenden Punkte ferner Segelboote und weit, weit über der Kimmung lag eine Wolkenbank mit abendroten Zinnen gekrönt. Ein linder von Harzgeruch geschwängerter Wind harzte in den Wipfeln. — — —

Wie schön starb doch der leuchtende Tag! Da war es mir plötzlich, als klänge ein tiefer Seufzer durch die Natur. — — — Im Banne eines zwingenden Eindrucks wandte ich unwillkürlich den Blick. — — — Da baute sich über dem Mischwald ein Kiefernforst empor. Kein Zweifel, von dort, wo die struppigen Grüblerköpfe auf rehbraunen Ästen im Abendwinde leise hin und her wogten und die Häupfer zusammengestellt hatten, mußte der klagende Klang gekommen sein... Wie Säulen eines Domes ragten die Stämme, in den Tiefen des Forstes schien ein düsteres Geheimnis zu weben. Ich glaubte das Klopfen meines Herzens in der Feierstille, die nun plötzlich einschrie, zu hören. — — — Die ganze Natur erschien mir ringsumher auf einmal in nie gekannter Wundertiefe, etwas unaussprechlich Heiliges durchwob die Sterbefunde des leuchtenden Tages. — — — Ein Bann hielt mich gesangen, aus den Tiefen der Seele quoll es heiß, drängend, unerklärlich empor. Und wieder erklangen die Seufzer — — oder waren es vom Winde heraufgetragene ferne Geräusche von den Stämmen der Menschen? — Dumpf brauste es irgendwo in der Ferne wie rollende Eisenbahnzüge, verebbte und schwoll wieder an. Und

nun harzte es wie Aesensang durch die benachbarten Wipfel. — — — Doch nicht lange, da gesellte sich ein neuer Klang hinzu, der aus der Tiefe des geheimnisvollen weiten Kiefernforstes zu kommen schien. Immer mehr schwelten die Töne, Akkorde, Symphonien. — — Und nun erlebte ich es voll und ganz: die unsichtbaren Orgeln spielten wieder die Choräle aus den Tagen meiner Kindheit und tausend Tore und Quellen sprangen plötzlich in meinem Innern auf: O Jugendzeit, Kinderland! O leuchtendes Vatertauge, heiliges Leben — — — Gott!

Ich wollte in den Jubel der Choräle einstimmen, allein im Augenblick dieses Entschlusses umgab mich wieder das geheimnisvolle Seufzen, klägend und verklagend wie zuvor. — — Eine hochstämmige Kiefer raste einsam aus dem Mischwald empor, der sich den Hang hinaufzog. Ich hatte sie zuvor kaum beachtet. Warum aber blieb mein Auge nun wie gebannt auf ihr haften? — — — War es eine Zauberfunde, die in Gnaden Offenbarungen gewährte?

Der ganze obere Teil des Stammes lohte plötzlich in rotem Golde bis zur Krone des Baumes auf. Rotflüssenden Eisenbläckchen vergleichbar schien eine flüssige Glutmasse aus dem Baume brechen zu wollen. Wie ein Hauch von Jugendglut schien es durch das starre Geäst zu rinnen. Verzückt und flammentrunken, in feliger Liebeswonne brannte der Baum im Kusse der scheidenden Sonne. — — — Nun war alles ein Traum von Licht und Farben... Die Nadeln in der Krone, die hohe Stirn des Baumes, so oft von heiligen Stürmen im Lenz und in Winter-eisfamkeiten umrauscht, alles stand nun wie gebannt. Das Seufzen war verklungen. Stille ringsum, indes das letzte Sonnenaldo durchs Geäst des Forstes wob. — — Weit blauten dämmerndunkle Wälder. — — — Hoch stand das Haupt der Gewaltigen, Einsamen über der drängenden Herde der Zwergsföhren, sie schien vergessen zu haben, daß sie dem Nadel- und Waldvolke dorft unter ihr, welches sich schon mit dem Dämmerkleide der Nacht umstort hatte, angehörte.

Nun blitzte der leichte Glanz aus Gottes Sonnenauge über fernen Wolkenklüfften — — ein letztes Aufgleihen der einsamen Krone... Iheridisch wie der sterbende Held Siegfried mit brechendem Auge rheinwärts zum Brünhilden-schlaf träumend. Ein lechter düsterroter Schein. Das Schwertmotiv aus Richard Wagners Ring des Nibelungen jubelte plötzlich in mir empor, dann Walhalls wonnige Weise. — — Nun

schwand der Glanz, das Erlösungsmotiv aus der Göttendämmerung lag mir im Ohr — — Erlösung — Himmelsharmonien. — —

Da knisterte es plötzlich im Gefäß. Irgendwo erklangen ferne Stimmen, verwehten. — Wieder rauschte es in den Kronen, der Rheintöchterklage vergleichbar. Ich lauschte nun gespannter denn zuvor. Hörte ich mich nur selbst oder war es die Natur? — —

Der Baum stand nun da in webender Dämmerung. Da griff der Abendwind mit Geisterfingern in die Harfensaiten seines hohen Gefäßes, das den Sonnentraum noch zu träumen schien,

und da geschah das Wunder jener Zauberstunde — — — da rauschte es heulzend auf in dem hohen einsamen Wipfel wie in grauer Lebensqual und sein Seufzen verklang mit dem meinen, welches mich plötzlich aus allem Sinnen riß und zum Abstieg ins Tal nach Oliva gemahnte. — —

Seit jener Stunde weiß ich um das Geheimnis der Kiefer. Sei mir gegrüßt, einsame Schwester. Für dich und mich starb einst Christus zur Erlösung, leuchtet der Gral auf Monsalvat wie dein düsteres rotes Blut im Abendsonnenglanze. Seit jenem Abende liebe ich dich einsame Kiefer wie mein Leben — — —

Tischgespräche

Von Dr Siegfried Verberich

Gastfreies Haus, erlauchte Gesellschaft, Köpfe: Industrie-Kapitäne, Juristen, ein Pfarrer, der Dichter. Dieser, weil er aus gutem Hause, ist im Smoking repräsentabel und nicht weltfern genug, um als Sonderling aus der Gruppe dieser Gegenwarts-Menschen herauszufallen. Ein mehr als gutes Menü, das, trotz Schwere der Zeit, mit gewohnter Selbstverständlichkeit, als zum Souper gewordenes Abendessen, eingenommen wird. Drei Sorten Wein, Salzstangen und Mandeln, üppige Gänge. Dazwischen liebenswürdige Sätze, ein Spielen mit Witz und Geist, lustig gehaltvoll, ohne Mühen leicht hin, A-B-C erprobter Denker; weniger Fazit steiler Gedankenreihen: neues Moment wird ergripen, in Augenblicksstellung geklärt. Kluger Leute Konversation.

Sagt der Eine: unsere Zeit kündigt den Untergang unserer Zivilisation, da sie nicht in der Lage gewesen sei, eigenen Stil hervorzubringen; spricht von Mozart, Biedermeier, vermisst den Stil bei Richard Strauss; antwortet der Andre, der ihn gefunden, daß er nicht eine Zeile zu schreiben vermöge, glaubte er nicht fest an den Stil der Zeit! Stil sei gegeben, traurig empfunden, gleicherweise vom Komponisten, Dichter und Maler, eben als Ausdruck unserer Zeit: tragikomisch zerklüftet, zerrissen, weniger Inhalt — groteske Form! Schrei aus der Enge, seelischem Chaos! Zeit erleben, heißt jämmerlich leiden; leichteste Lustspiel-Idee wird unbewußt paßig voll Tragik unter der Hand, empfindet der Dichter trostlos, abgehakt, ohne Rhythmus die Zeit. Harmlos lustig kann er nicht sein: schwer entriegt sich ihm, kümmerlich, neuer Gedanke, wird artistisch, von Form getragen, technisch gestützt, Gesellen-Werk, aufgepäppelt, gehobelt,

gezirkelt. Seelen-Not sucht Schutz im Gehirn: Ausdruck unserer technischen Zeiten! Naturalismus, plausible, vernünftig photographierte Wirklichkeit, wenig Seele, die geknechtet, wird als Schemen leer empfunden, abgelehnt — dies in Zeiten, die der Wirklichkeit sich freuen, Massen-Produktion verhimmeln, geldfroh, — stolz restlos alle Seligkeiten von der Gegenwart verlangen — Dichter ziehen angewidert einsam suchend in die Wüste, wollen ihre Seele retten, finden Keime neuen Stils; Zeit rast, Krieg kommt, Höllen-Babel — Kunst wird Unsinn, Nebensache, Leben durch den Schmutz geschleift, turbulent und voller Jammer, Hegenkessel, Drunter-Drüber — und der Zeit-Stil dementsprechend: wenig abgeklärt, verworren, nur dem Kenner fühlbar, sichtbar! Allenthalben Daseinskampf — Kunst braucht frohe, stille Inseln; Ruhe, Sammlung, sich vom Ekel zu erholen; Zukunfts-Menschen, frei von Gegenwart, ungestört von allem Draußen, die den Keim im Innern pflegen. —

Kommt ein Andre, spricht von Goethe, der, im Feldzug, sich zu retten, Studien freibt, den Dreck negiert: souverän die ganze Erose nur als Panorama nimmt, lehrreich, für ihn aufgestellt; der, ein sehr bequemer Herr, deutsche Politik belächelt, weise ihres Königns Grenzen, an die geographische Lage denkend, eng bemüht; in der Zerklüftung, in der Hundert-Staaten, als Gewordenem, Gewachsenem, Gott-gewolltes, Gutes sieht, besten Boden für die Kunst; der den Genius in Napoleon, ebenbürtig, neidlos anerkennt, der ihn den Franzosen gönnt, zudem alles Erdenheil vom politischen Geschick der Briten, ihrer Welt-Durchdringung, froh erwartet — und der Bismarck

kühl belächelt und gesürchtet hätte... Spricht von Goethe weiter, der den Dichter-Heros liefert, ganz wie ihn die Deutschen brauchen: stets Patriziers-Sohn und nie des Gastwirts Enkel! Denkt an seine Nimbus-Pflege, sein Vernichten lästiger Belege, früher Werke, selbstgeschriebene Legende, die ihn zeigt, wie er sich selbst gefällt. Denn er kannte seine Deutschen: die den Nimbus brauchen, gerne dienen, ist es nur am rechten Platz. Kehrte drum den Herrn nach Aufzen, spielte Gröze, ward er schwach! Alte Frage: Mensch und Dichter, Praxis-Ethos, wird erörtert, vielmehr abgetan mit ein paar Säzchen, da von kleinerem Belang, allenfalls dem Dichter wichtig, wenn auch peinlich: Dichterleben, diskutiert von jedem Waschweib, hat wie jedes Menschenleben dunkle Punkte, Striche, Flächen — nur daß man bei ihm sie kennt, während alle seine Richter stolz sich blähn in der Gewißheit, daß kein Mensch von ihnen weiß. —

Lustige Themen am Ende der Tafel versinken alsbald im Ernst der Zeit: Faschings-Erinnerung flieht durchs Hirn — diskutiert wird Faschings-Verbot! Zeichen der Zeit! Gleich ist man stets im Politischen, das, weil wir es nie liebten, uns nie lag, auf uns liegen wird durch viele Jahre hindurch — übermenschlich als auf Objekten! — Es wird Anschluß gefunden an das frühere Thema, behauptet, Kunst, Kultur seien, historisch gesehen, Zeichen der Degeneration: Völker im Aufstieg kümmerten sich nicht um sie — erst jenseits des Gipfels, auf dem Weg bergab, im beginnenden Sumpf der Degeneration könnten

sie gedeihen, jedenfalls erst zu besonderem Ansehen gelangen, markierten den Wendepunkt völkischer Geltung und Stärke. Bei starken Völkern, wie den Engländern, sei Politik und Diplomatie Kunst, jeder Kaufmann Diplomat und Künstler, Genießer genialer Machination; dort sei Theater, Literatur wenig beachtet, Unterhaltungsstoff, nichts weiter, Angelegenheit zum Ausruhen; Politik die höhere Idee, unter die sich freudig jeder stellt, wenn sie auch das Individuum in ihm beschränkt: dem Individuum Staat zu liebe! Diesem Individuum von eherner Existenz, dessen Stärke auf williger Unterordnung aller Einzelnen beruht, denen es wirklich „über alles“, über eigenes Wohlleben, Sonder-Genießen geht. Während bei uns die Beschränkung individueller Genügs-Freiheit als schrecklich empfunden und es für wichtig erachtet wird, in Zeitungen mitzuteilen, daß der Tenor X. am Montag in „Aida“ singt und die Tänzerin Y. am Dienstag tanzt... .

Man ist fertig mit dem Essen, bei Zigarre, Kaffee und Likör, sitzt oder steht herum, und der schwerindustrielle Syndikus und der Pfarrer können nicht begreifen, daß mit der Partei des sozialdemokratischen Stadtrats, der doch so ein netter Mensch ist, keine Einheitsfront hergestellt werden kann. Man hat gut gegessen, getrunken, geruahrt und ist sich menschlich nahe, so nahe, daß man am liebsten nicht an Zeit und Politik dächte! Und man trinkt noch ein paar Gläschen, scherzt und lacht. —

Meeresrauschen

Von Friß Braun

So manches Mal, wenn ich im Atlas die Karten betrachtete, auf denen die Linien gleicher Meeresform uns die Größe der Festländer veranschaulichen sollen, gedachte ich mit innigem Mitleid der armen Menschen, die im Innern Asiens und Nordamerikas durch Tausende von Kilometern von der nächsten Meeresküste getrennt werden, haben mir selber doch die ewigen Meereswellen so viel Liebes und Leides zugeräunt, daß ich mich mit ihnen gar eng verbunden weiß.

Und zwei Stätten sind es vor allem, an denen ich die weite Salzflut lieben lernte, zu denen immer wieder meine Gedanken zurückkehrten, wenn ich anderswo von ragender Düne auf die graugrüne Ostsee hinauspähte oder mit breit-

bugigem Frachtdampfer die tiefblauen Fluten des Mitteländischen Meeres pflegte. Dort drunten im Südland fühlte ich mich nirgends so heimisch wie an dem bergumzirkten Golf von Izmid, und hier im Norden führte mich mein Weg wieder und wieder zu dem gelben Strandte, hinter dem der Hang der pommerellischen Höhe im Schmuck seiner grünen Buchenwälder prangt.

Hätte ich mir vor jenen zwanzig Jahren erst träumen lassen, ich würde es im Leben noch selber fühlen, wie einem Verbannten zumute sei? Ebensowenig als ich damals ahnen konnte, daß ich dereinst als deutscher Auslandslehrer in meine liebe Vaterstadt Danzig zurückkehren sollte. Und doch spüre ich heute die ganze Bitternis der Verbannung, wenn ich an die lieblichen Gestade des

Marmarameeres zurückdenke, wo dem Jüngling das Leben so hell, so sonnig aufging, bekränzt von dem Reblaub der Freundschaft, den Rosen der Liebe. Wer weiß, ob es mir noch einmal vergönnt ist, von deiner Höhe, Filokrini, du Bronnen der Liebe, über den düstigen Blüten-schnee der Mandelsträucher hinweg zu dem Schneehaupt des Olymps hinüberzuschauen und im blütenden Maien, wenn die Johanniss-würmchen geistern und die Nachtigallen schluchzen, im Glanz des Vollmonds von Derindsche her zum hochgefürmten Ismid zu wandern? In jenem Paradies schalten heut andere Herren, und wo er einst Freundschaft genoß und Ehre, ward der Deutsche zum Paria. Verbannt und Vertrieben!

Aber mag mir auch jene sonnige Welt verschlossen sein, das hindert doch nicht, daß meine Gedanken immer wieder zu jenen Gestaden flüchten, und daß ich im Traum dort weile, wo ich einst ohne viel Grübeln der sinnenfreudigen Jugendjahre selige Lust genoß.

Welch eine Fülle von Reizen drängt sich nicht dort am Gestade des blauen Golfs im Raum weniger Meilen zusammen! Hier schaut von steiler Küste das silbergräue Laub der Ölbaum, das uns selbst mitten im Winter Sommer und Sonnenglück vortäuscht, zu der blauen Woge hinab. Dann erreichen wir wieder einen ernsten Hain uralter Zypressen, riesenhafter noch als die stolzen Bäume, an denen des Arno lieb umfönte Welle vorüberrauscht. Dort mußt du rasten, wenn du den Kleinkram des Alltags vergessen willst. Gleichen die ragenden Zypressen, hoch und still und ernst wie sie sind, nicht betenden Priestern, welche die Gottheit anslehen, um große Gedanken und ein reines Herz? Und dennoch sind es keine Wüstenheilige und Weltflüchtige, denn gar zu lockend und verführerisch breitet die Welt vor ihnen ihre Reize aus, die blaue Meerflut, die violettblau schimmernden Eilande der Prinzeninseln und die grünen Berghänge Bithyniens, über deren idyllischen Friedenstraum der urgewaltige Riese des Olymps in seinem Schneemantel emporsteigt, so überirdisch und feierlich wie ein gotterfüllter Hymnus, der in die bacchischen Sänge schwärmender Freunde hineinfönt.

Aber trog alledem nahm ich den Weg doch am liebsten zu dir, du grünes Tal, in das Filokrinis bröckelnde Burgträumer hinabschauen. So manches Mal sand ich mit guten Freunden und fröhlichen Gesellinnen den Weg zu dir, wenn schneige Blüft über deinen Olivenhainen lag und das grüne Laub in erster Frühlingsfrische prangte. Wie mundete dann das Mahl auf den Trüm-

mern der alten Byzantinerfeste, wenn der goldene Wein in den Bechern glühete, erste Abendschatten sich auf die schlummernde Meerflut senkten und die scheidende Sonne auf den Schneefeldern des Olymp lodernde Feuer entzündete! Wie weit und offen lag damals die Welt vor des Jünglings Blick! Nun ruht so mancher der guten Gesellen im kühlen Grab. Pro patria et gloria! Die frohen Lieder sind vertönt, und nichts ist geblieben als die Treue und die Sehnsucht.

An eurem grünen Hang rauscht nicht des Mittelmeeres tiefblaue Woge, und kein leuchtendes Schneegebirge blickt zu euren rauschenden Buchenkränen herüber, ihr Waldhänge bei Zoppot und Adlershorst. Doch seid ihr mir deshalb nicht minder wert. Gleicht jenes südliche Gestade einer schlanken Südländstochter, deren nachtschwarzes Auge uralte Geheimnisse zu künden scheint, den Schmerz einer Medea und der Briseis selige Lust, so weht um diese Buchenhänge jener liebe, lichte Schein, der dem goldenen Scheitel des deutschen Bürgertöchterleins helleren Glanz verleiht. An dem Fuß jener Höhen aber wuchert die Strandweide. Ob die mit deshalb so lieb ward, weil ihr edelgeschnittenes Blatt und der silberne Glanz ihres Laubes mich immer wieder an des Südlands immergrüne Olivenhaine erinnern? — Morgen wie heute hört man an diesem heimischen Gestade leichtfertige Vergleiche mit hochgepriesenen Küsten des Mittelmeeres. Und doch lassen sich diese Stätten so wenig vergleichen wie ein deutscher Feldblumenstrauß und eine Vase, in der eines Künstlers Hand des Lorbeers schlanke Reiser den stachlichen Blättern der Steineiche zugesellt. Kein südlicher Strand stimmt dich so heiter und wanderfroh wie dieses nordische Gestade, wenn die Buchen im ersten Frühlingsgrün leuchten und kleine grüne Wellchen in der Morgensonne des Maientages flimmern und blitzen. Vergebens schaust du hier aus nach einer trauernden Medea und der feierstilen Pracht der Zypressen, und keiner Sirenen lockende Weisen befören des Seemanns lustdürftenden Sinn, daß das Steuer des Schiffes sich knirschend herumdrängt und ihm den Weg weist zur Unglücksküste. Sonnengold leuchtet auf dem junggrünen Buchenlaub, Sonnengold flimmert auf der grünen Fläche der See, und Sonnengold tönt aus des Buchsinks jubelndem Schlag: „Heute ist auch ein Tag! Heute ist heut!“

Und doch kann auch in dieser Landschaft ein gar ernster und personener Geist zu dem Wanderer reden. Weilst du jemals an diesem Gestade, wenn die Buchenhänge im Herbstdgold

lohten, in jede Bucht der schwelenden Laubpfühle sich schwer und schlafensmüde die sinkende Sonne des Herbsttages betete und über der ruhenden Flut jener goldige, rosige Schimmer schwebte, der unseren stillen, warmen Herbsttagen eigen ist? Wohl redet diese Natur zu dem Wanderer von Scheiden, von Vergehn, aber dies Scheiden ist kein Leid, dieses Vergehn bringt kein Weh. Und nennst du des Todes Namen, dann klirrt keine Sense; sein Name heißt Friedesfürst.

Schier gewaltsam müssen wir uns heute in Stimmungen dieser Art zurückversehzen. Weit besser zu unserer kummervollen, ratlosen Zeit passen jene Abendstunden am spätherbstlichen Nordmeer, wenn die Nacht in dunklem Schleier zum Ufer strebt, die rauschenden Wellen unheilkündende Lieder singen und vor uns eine späte Möve mit mattem Flügelschlag in der Ferne, in der Nacht verschwindet. Und doch wollen wir unsere Seele nicht den Schatten verschreiben und dem Leid. Laßt uns die Sonne suchen gehen!

Rheinische Glockensprüche

Sankt Martin, unser Herrn Soldat!
Meine Schwesterglocke mußte vom Turm herab
in den Krieg . . Ich bin in Armut und Demut
gegossen.

Mein klagendes Erz
— ein ringendes Herz,
bis euch das Reich wird aufgeschlossen.

* * *
Zwischen Himmel und Erde hänge ich,
Himmel und Erde bekenne ich.
Ich schlage die Zeit
— und läute die Botschaft der Ewigkeit.

Aus Armut bin ich kommen
— der Reichtum ist zerronnen.
Um Schäze nicht zu sorgen
braucht, wer in Gott geborgen.

* * *

Meine Schwester ward zerstochen
— ich läute neuen Tagen.
Sankt Martin, du gabst deinen Mantel her,
wir gaben den Mantel und noch mehr.
Ich läute am Strom den Trommen.
. . Mögen alle hinüberkommen.

Leo Sternberg

Der Narr

Wer stellt sich auf den Markt und brüstet sich:
„Meine Seele ist klar wie das Licht“?
Wer hebt den ersten Stein vom Boden auf
und wirft ihn mir ins Gesicht?
Wer? . . .

Einst ging ich durchs Leben ohne Visier
und ohne Maske und ohne Helm,
da zeigten die Leute mit Fingern nach mir
und sagten: „Der ist ein Schelm,
„Der!“

Und immer schoß mir die Scham ins Gesicht . . .
Und mein Herz, das ich in den Händen trug,
für jeden frei, der es sehn wollte,
zuckte zusammen und schwieg und schlug
schwer.

Nun bin ich wie ihr. Trage Narrenkleider
und die Kappe der Klugheit und die Pritsche
der Pflicht . . .
Wer klagt mich an? Wer hebt den ersten Stein
vom Boden auf und wirft ihn mir ins Gesicht?
Wer?!

Walter Medkauer

Ergebnigkeit

Tiefer wachsen die Jahre,
unter den Büschen der Zeit schwilzt der Träume
vergängliches Moos,
von den Gefährten der Kindheit löst sich die
Seele los:
Ihre Wurzeln befesten das Unfaßbare.

Klein ward besunden die Erde.
Die östlichen Tore durchmaß der reisende Fuß.
Höhere Winde hauchten den geistigen Gruß,
ein Zeichen gibt plötzlich die Flamme am Herde.

Städte versinken mit Weinen,
die Märkte der Worte verwand der einsame Sinn.
Die Händler der Hoffahrt fuhren dahin,
Gestalten und bleichende Bilder versteinen.

Leiser tönen die Psalme.
Auf Strömen des Jenseits fährt das gerechte
Boot,
ernste Gewässer misst das unendliche Lot,
geworfen im Morgen der Gnade.

Friedrich Schnack

Rundschau

Kritik und Künstler Von Kurt Pastenac

Die junge Kunst, die man durch den Begriff Expressionismus zu bezeichnen pflegt, befindet sich seit langem in einer Krisis, deren Ausgang den Beweis erbringen wird, ob der Expressionismus ein neuer Jugendstil war, dem eine neue Klassik folgt, oder ob er nur das war, was seine Feinde von ihm behaupteten: eine Geschmacksverirrung unreifer Elemente. Diese Krisis, diese Pause, die im Schaffen jener jungen Künstler eingetreten ist, gibt nun Gelegenheit, über das bisher Vollbrachte Überschau zu halten, falsch und richtig zu scheiden, Fehler und Kraftquellen zu untersuchen und zu beurteilen. Aus dem ganzen Komplex von Erscheinungen sei eine besonders auffallende hier herausgegriffen: die überwiegende Mehrzahl von Künstlern oder solchen, die sich dafür hielten, beschäftigte sich während der ganzen Zeit des Werdens und Kämpfens um die neue Kunst mit theoretischen Untersuchungen über Weg und Ziel, Form und Inhalt des neuen Schaffens. Man denke an die Unzahl von Manifesten, Aufrufen, Erklärungen, die jene Kunstrichtung in die Welt warf. Nun soll hier nicht untersucht werden, ob diese Erscheinung eine notwendige Entwicklungsfolge war. Sicher ist, daß hierin sich eine Fehlerquelle erster Ordnung offenbart, deren Grund in der Verweichlung oder Identifizierung der Art und Aufgabe eines Künstlers mit denen eines Kritikers oder Ästheten liegt.

Im folgenden will ich zunächst zeigen, daß Künstler und Kritiker Gegensätze sind, und dann die sich daraus ergebenden Schlüsse ziehen.

Lessing sagt im letzten Stück seiner hamburgischen Dramaturgie: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweiseit mir manchmal die Ehre, mich für den lechteren zu erkennen, aber nur, weil man mich nicht erkennet... Ich fühle die lebendige Größe nicht in mir... Ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen...“ Und Lessing schuf eine „Minna von Barnhelm“, schuf einen „Nathan“, Werke, die das Schaffen von Hunderten von Künstlern überdauern. Es kann also nur eine tiefe Erkenntnis, die des Gegenseitiges zwischen Künstler und Kritiker, der Grund für dieses Selbsturteil sein.

Worin besteht nun dieser Gegensatz? Beide, Künstler und Kritiker, haben das künstlerische Empfinden gemeinsam. Aber das Wesen des Künstlers ist Synthese. Er schafft aus sich selbst und der äußeren oder inneren Welt. Er kleidet seine Erlebnisse (d. h. die von ihm erkannte oder innere Welt) in eine persönlich harmonische Form oder besser, er erlebt schon

in einer gewissen harmonischen Form, die seiner Persönlichkeit entspricht. Diesem formal Erlebten gibt er dann durch äußere Mittel, sei es Stein oder Leinwand, Wort oder Ton, Gestalt und Ausdruck. Der unmittelbare Ausgangspunkt seines Arbeitsens liegt also in ihm, ist sein formales und ideelles Erleben, sein Vorstellungsbild. Der Kritiker geht dagegen vom fertigen Kunstwerk aus. Er empfindet die harmonischen und die unharmonischen Elemente darin, sondert sie und fällt sein Urteil, nachdem er aus dem Kunstwerk, das er in ihm selbst und mit anderen vergleicht, eine kritische Grundlage entwickelt hat. Sein Urteil ist also zunächst analytisch. Es hat die umgekehrte Richtung wie das des Künstlers. Der Endpunkt des Schaffens des Künstlers ist sein Ausgangspunkt. Hierin allein erchöpfen sich aber der Gegensatz zwischen Künstler und Kritiker noch nicht.

Ich erwähnte vorhin schon, daß der Künstler sein Erlebnis in eine harmonische Form kleidet, die seiner Persönlichkeit entspricht. Das eigentlich künstlerische Element ist diese harmonische Form (meist nur gefühlsmäßig zu erfassen), bei der die Persönlichkeit des Künstlers als Ausschlaggebende ist, d. h. bei der das Persönliche das Element ist, auf das die Harmonie abgestimmt ist, das die Harmonie führt und beherricht. Ich muß hier auf eine weitere Erörterung dieser grundlegenden Tatsache verzichten. Jeder aber, der sich vorurteilslos mit Kunst beschäftigt, wird die Richtigkeit meiner Behauptung einsehen. Danach ist also der Künstler gezwungen, alles, was ihn als Künstler interessiert, durch die Brille seiner Persönlichkeit zu sehen (oder zu hören). Im Gegensatz hierzu muß es in allererster Linie Aufgabe des Kritikers sein, auf die fremde Persönlichkeit, die des schaffenden Künstlers, vorurteilslos und möglichst objektiv einzugehen, sie zu ergründen und ihre Fähigkeiten zu erkennen. Der Kritiker muß nicht nur den Willen zur Objektivität haben, er muß auch — soweit menschenmöglich — objektiv sein können. Dem Künstler aber würde der Wille zur Objektivität, wenn er seine Arbeiten beherrschte, nur schaden. Dann käme ja nichts als die so gesuchte Photographie heraus.

Mit einer großen Zahl Königberger Künstler habe ich über die gleichen Kunstwerke und Kunstanuschauungen gesprochen. Dabei habe ich die widersprechendsten Urteile gehört. Ein natürlich sehr relativer Beweis, wie sehr der Künstler gezwungen ist, durch die Brille seiner Persönlichkeit zu sehen. Mit kritisch veranlagten Menschen kam ich sehr bald wenigstens zu grundsätzlichen Einigungen.

Aus dem gezeigten fundamentalen Unterschied zwischen Kritiker und Künstler ergibt sich theoretisch, daß kein Künstler Kritik

üben kann oder darf. Die in letzter Zeit oft erhobene Forderung, daß nur Künstler über Künstler schreiben und sie kritisieren dürfen, ist demnach widerfällig. Künstler sollen — theoretisch — nicht einmal aus kritischen Erörterungen mit eben solchen antworten. Das ergibt nur Tendenzstreitigkeiten. Die Antwort der Künstler auf kritische Einwände, Fehler, die aufgezeigt werden, usw., sei ihr neues Werk. Auch der Kampf der Kritiker um kritische Grundlagen geht den Künstler unmittelbar zunächst nichts an. Der Künstler, wenn er Kritiken schreibt, ist darin genau so Dilettant, wie der Kritiker, wenn er Kunstwerke schafft. Selbstverständlich ist, daß Kritiker und Künstler sich gegenseitig bedingen. Sie sollen sich gegenseitig befruchten und durchdringen. Dabei darf aber jeder die Grenzen seines Reiches nicht überschreiten.

Ich habe eben aber bewußt das theoretische dieser Forderungen betont. In der Praxis sieht die Sache ein wenig anders aus. Da spielt die Erfahrung, die Weite des Gesichtskreises und die Kraft und Tiefe des Geistes eine große Rolle. Es ist praktisch häufig der Fall, daß der ältere erfahrene Künstler bessere Kritik üben kann als der kritisch Veranlagte, dem es vielleicht aus Mangel an Gelegenheit und an Mitteln nicht möglich war, die bedeutendsten Originalwerke der Großen der Kunstsprache zu sehen. Trotzdem bleibt von vorne herein meine Forderung bestehen: Eine reine kritische Scheidung zwischen schaffenden Künstlern und kritischen Köpfen ist notwendig. Jeder, dem es ernst mit der Kunst ist, soll sich prüfen und erkennen, zu welcher der beiden Parteien er zu treten hat.

Im Zusammenhang hiermit halte ich es für notwendig, auf eine Erscheinung einzugehen, die vielleicht geeignet erscheint, meine Ausführungen zu widerlegen: die Selbstdiskritik des Künstlers. Diese Selbstdiskritik aber beruht auf ganz anderen Voraussetzungen, als die eigentliche Kritik. Man darf sich durch die ähnlich laufende Bezeichnung nicht irreführen lassen. Die Selbstdiskritik ist nichts anderes als der, meist unbewußte, Vergleich des Künstlers zwischen dem Vorstellungsbilde, das er von seinem Kunstwerk gehabt hat, und dem wirklich geschaffenen Werke. Sie ist also der Vergleich zwischen dem Werk-Soll, das er in sich trägt, und dem Werk-Ist. Die Selbstdiskritik hat weder mit dem Willen zur Objektivität noch mit der Fähigkeit der Analyse des wirklichen Künstlers etwas zu tun.

Auch die Tatsache, daß verschiedene Kritiker über das gleiche Kunstwerk oft verschiedener Ansicht sind, ist kein Gegenbeweis. Die Andersartigkeit der Kritik beruht darauf, daß die Kritiker von verschiedenartigen kritischen Grundlagen ausgehen. Der Kampf um diese Grundlagen ist aber Aufgabe der Kritiker und geht den Künstler unmittelbar nichts an. Es bleibt dabei: der Künstler soll sich auf sein Schaffen beschränken. Die Ausführungen der Kritik sollen ihm nur Spiegel der Wirkungen seines Werkes sein und ihm die Möglichkeit

geben, seine Fehler zu erkennen und abzustellen. In der Kunst fließen, wie überall, die Grenzen der Gegensäfte ineinander über. In der Kunst ist aber die Gefahr, in der falschen Richtung zu arbeiten, besonders groß, da es sich hier meist um gefühlsmäßig zu erfassende Erscheinungen handelt, für die nur schwer scharfe Wortbilder und eindeutige Ausdrücke zu finden sind. Um so mehr gilt die Forderung, daß jeder, Kritiker wie Künstler, sich auf den Mittelpunkt seines Gebietes konzentriert und von dort aus immer wieder den Ausgangspunkt zum kritischen oder künstlerischen Wirken nehmen soll...

Zur Psychologie des politischen Kampfes

Von A. Turatschek, Königsberg

Wem als politisches Ziel die Erneuerung und der Wiederaufstieg unseres Vaterlandes vor Augen steht, den müssen die derzeitigen inner-politischen Verhältnisse im deutschen Volke mit Besorgnis erfüllen. Eine Entwicklung, die uns vorwärts bringen soll, bedarf im innenpolitischen Leben eines gewissen Maßes von Ruhe und Sachlichkeit. Nur wenn alle einzelnen Teilkräfte unseres Volkes in dem gleichen Sinne wirken und sich nicht in gegenseitigem Kampf schwächen oder aufheben, kann diejenige Gesamtkraft erzeugt werden, die eine Aufwärtsbewegung überhaupt möglich macht.

Wenn man dagegen sieht, mit welcher Leidenschaftlichkeit und Erbitterung heute der politische Kampf in Deutschland geführt wird, so ist man versucht, nach den Ursachen zu fragen, die mit derartiger Kraft die Elemente unseres Volkskörpers gegen einander treiben. Einem völlig unbefangenen, im politischen Leben unverfahrenen Beobachter wären diese, so möchte ich glauben, zunächst unerfindlich. Denn neben all den verschiedenen und oft entgegengesetzten Interessen der Klassen und Berufsstände unseres Volkes liegen doch so viele nicht weniger wichtige politische Fragen auf der Hand, bei denen ein auf Vertrauen begründetes Zusammearbeiten aller Glieder dieses Volkes nur selbstverständlich und natürlich wäre.

Ein Blick in die Praxis des politischen Lebens zeigt, daß diese theoretischen Erwägungen unrichtig sind; und wer genauer beobachtet, der wird noch eine ganz eigenartige Feststellung machen können: Während nämlich bei innen-politischen Fragen, die das materielle Interesse des Einzelnen am unmittelbarsten berühren, z. B. bei Steuerfragen, bisweilen noch mit einer gewissen Ruhe und Sachlichkeit verhandelt wird, geht jede Mäßigung verloren, wenn Fragen der nationalen Ehre und Würde zur Debatte stehen. Gerade hier kommt es zu den wüstesten Aufstritten politischer Leidenschaft, zu den niedrigrächtigsten gegenseitigen Verdächtigungen und Verleumdungen, zu den schärfsten persönlichen Feindschaften.

Man denke z. B. an die Feiern der Tannenberg Schlacht, einer Großtat deutscher Geistes

und deutschen Heldenkunst, zu deren Gelingen doch Söhne aus allen Kreisen unseres Volkes ihr Bestes hergegeben haben. Sollte man nicht erwarten, daß die Erinnerung an diesen Sieg zu einem Volksfest im besten Sinne des Wortes ausgestaltet werde? Statt dessen wird sie zum politischen Skandal herabgewürdigt. Es soll hier keineswegs ein Urteil darüber gefällt werden, wem oder welcher Partei die Schuld daran zuzumessen ist. Die Feststellung der Tatsache mag hier genügen als für ungemein bezeichnend für unser ganzes innenpolitische Unglück und Elend. Und dabei kann es doch keinem Zweifel unterliegen — jedenfalls ist der Verfasser ein solcher Optimist, das zu glauben —, daß die Mehrzahl unserer politischen Führer und überhaupt der politisch tätigen Staatsbürger von dem ehrlichen und festen Willen bestellt sind, an der Wiederaufrichtung unseres unglücklichen Volkes gute Arbeit zu leisten. Wie kommt es nun, daß diese Streiter, die doch alle für dieselbe Sache im Kampfe stehen, nun, wie unter einem psychischen Zwang handelnd, die Waffen gegeneinander kehren und so sich selbst und ihre Mitkämpfer an der Erreichung des gesteckten Ziels hindern?

Wenn man zur Beantwortung dieser Frage den Kreis unserer politischen Parteien überblickt, so zeigen sich dort, abgesehen von zahlreichen, weniger wesentlichen Differenzen, zwei Hauptgegnäthe, denen zwei verschiedene politische Grundanschauungen zugrunde liegen. Die eine geht von der Überzeugung aus, daß in dem Chaos der Kräfte, die überall im Leben, also auch im politischen, mit-, neben- und gegeneinander wirken, nur durch den kräftigen Arm eines starken Willens Ordnung geschaffen werden kann, daß nur da, wo die Verhältnisse bewußt, in einheitlicher Richtung gestaltet werden, ein guter Erfolg möglich ist. Es müßten auf der einen Seite gewisse Kräfte gehemmt und unterdrückt und auf der anderen andere bewußt gefördert werden. Nur die Tat allein sei schöpferisch und daher notwendig, wenn sie auch zur Gewalt, zum Zwang und zur Unterdrückung führt.

Diese Auffassung führt in der Praxis der Politik ganz ohne Frage zur Misshandlung des Einzelindividuums und seiner persönlichen Bestrebungen und Neigungen. Der Einzelwille soll, wenn nötig auch durch Umbiegung, in die Willensbahn der berufenen handelnden Persönlichkeit eingelenkt werden. Es ist eine gewaltsame Sammlung der einzelnen Willenselemente zum Gesamtwillen, die freilich die Möglichkeit für sich hat, infolge dieser stark konzentrischen Zusammenfassung die größtmögliche Stoßkraft zusammenzuballen.

Es ist klar, daß diese grundsätzliche Auffassung im allgemeinen von den Anhängern des linken und rechten Flügels unserer politischen Phalange gefragt wird. Die Berührungspunkte zwischen diesen beiden Extremen bedeuten ja an dieser Stelle keine Neuentdeckung, sie haben sich schon in mancher politischen Konstellation erwiesen. Wenn man sich gar die politische Gruppierung unserer Parteien als einen nicht völlig ge-

schlossenen Kreisbogen vorstellt, so wird man feststellen können, daß jenseits der beiden Flügelpunkte die Verbindungslinie, wenigstens in der Konstruktion, schon gefunden ist. Es ist damit die politische Idee des Nationalbolschewismus und ihrer Anhänger gemeint.

Es ist nicht ohne Wert, dieses erwähnt zu haben, denn auf diesem Gebiete liegt der Punkt, der recht eigentlich den Gegenpol darstellt zu der zweiten politischen Grundauffassung, die wir hier erörtern wollen, der demokratischen. Sie geht davon aus, daß jeder gewaltsame Eingriff in das Spiel der Kräfte schädlich ist, daß er letzten Endes zu einer ebenso gewaltsamen Reaktion führen muß. Jeder Druck erzeuge einen Gegendruck, der so lange sich verstärke und anwachse, bis er schließlich den ursprünglichen Druck mit explosiver Kraft überwinde. Aufgabe der Politik könnte es daher nur sein, die Entwicklung, die in ihren großen Zügen doch immer in der Richtung der Resultante im Parallelogramm der Kräfte verläuft, zu regulieren. Dazu erscheint es notwendig, die Willensrichtung des Einzelindividuums und die Kräfte, die die Masse durch Summierung dieser hervorbringt, kennen zu lernen und auszuwerten. Hier sind also gerade die Einzelwillen die Urwerte und Urzellen, aus denen durch freiwillige Gesetzung der Gesamtwille hervorgeht.

Es soll hier durchaus vermieden werden, Werturteile über die charakterisierten Anschaunungen laut werden zu lassen. Damit wäre dem Zwecke dieser Betrachtung, die eine neutrale sein soll, in keiner Weise dient. Soviel kann jedoch gefragt werden, daß die demokratische Auffassung ihre Berechtigung unter den heutigen Verhältnissen damit erwiesen zu haben scheint, daß sie in der Entwicklung des letzten Jahrzehnts und in den Ereignissen des Krieges und der Revolution zu fragen die Probe aufs Exempel bestanden hat. Andererseits scheint die Ohnmacht unseres Volkes, unter wirtschaftliches und politisches Elend gleichsam nach der politischen Tat zu verlangen und eine zielpunktmäßige Führung unter starker Zusammenfassung aller, auch der widerstreitenden, Kräfte zu erheischen. Während also der Politiker demokratischer Richtung aus der Vergangenheit zu lernen sucht und die dabei gewonnenen Lehren für die Gegenwart verwerten will, fordert man im anderen Lager lediglich Vorwärtschauen, die vom starken Willen getragene politische Tat, die wenn es sein muß, auch in der Form des Befreiungskrieges in Erscheinung treten mag.

An diesem Punkte scheiden sich die Geister je nach Veranlagung, Begabung und Lebensauffassung. Auf der einen Seite stehen die Willensmenschen, im allgemeinen mehr die Persönlichkeiten, während sich auf dem Boden der demokratischen Auffassung mehr die intelligenten Köpfe zusammenfinden.

Diese Feststellung gilt nicht nur für unsere Verhältnisse, sondern schon immer hat es die Zweite dieser Grundauffassung gegeben, und wir finden sie zu allen Zeiten, besonders aber bei den Völkern hervortreten, bei denen Politik auf parlamentarischer Grundlage getrieben wurde.

Die Weltgeschichte hat bisher ein Urteil über Berechtigung oder Nichtberechtigung der einen oder anderen Ansicht noch nicht gefällt, und man wird getrost vorhersagen können, daß dieses Urteil auch niemals geprüft werden wird, so lange die verschiedenen Menschen die Welt mit verschiedenen Augen ansehen. Denn die Welt als Vorstellung ist letzten Endes nichts Objektives, sondern nur das, was sich auf der Nervenhaut des einzelnen Individuums wieder spiegelt.

Die angestellten Betrachtungen wären müßig, wenn sich aus ihnen nicht eine Anwendung für unser politisches Leben ergeben würde. Dabei müssen freilich von vornherein diejenigen Kreise unseres Volkes ausscheiden, die einen Aufstieg unseres Vaterlandes überhaupt nicht erstreben, denen vielmehr der Klassenkampf als Ziel oder doch wenigstens als ideales Mittel zur Erreichung politischer Ziele vor Augen steht. Es kommt hier nur auf den zum Glück überwiegend größeren Teil unseres Volkes an, der sich ehrlich und ernstlich um den Aufstieg bemüht, bei diesem Bemühen aber infolge der verschiedenen Grundauffassungen in getrennte feindliche Lager zerpalten wird. Ihm sollte gezeigt werden, daß die eine wie die andere der charakterisierten Grundauffassungen ihre Berechtigung hat und daß daher beide beim Einzelnen je nach dessen Veranlagung zur ehrlichen und bewußten und daher auch achtbaren Überzeugung sich ausreifen kann.

Wenn zu dieser Erkenntnis die notwendige Selbstbeherrschung und Mäßigung gefunden werden kann, dann werden all jene gehäufigen Verdächtigungen und Verleumdungen, die den politischen Kampf bei uns so unerfreulich und unfruchtbart gestalten, aufhören, dann wird bei allen Fragen, die das gemeinsame Ziel betreffen, die Atmosphäre des Vertrauens geschaffen werden, die wir nötig haben, zum Wohle unseres Vaterlandes und aller, die es hoch halten.

Wir und die Romantik

Von Dr. Weise

Karl Lamprecht, der große Erneuerer unserer Geschichtswissenschaft, pflegte in seiner anschaulichen Art die historische Entwicklung der letzten zwei Jahrhunderte gern unter dem Gleichnis der Spirale zu betrachten und daran darzufun, daß aller sogenannte Fortschritt kein absoluter, sondern nur ein relativer sei, günstigstenfalls „ein Stockwerk höher“ in der Entwicklungsschraube.

Die hinter uns liegenden Jahre seit Ausbruch des Weltkrieges haben selbst diese begrenzte Fortschrittsdeutung zunichte gemacht und der Brutalität herrschender Tatsachen zusammenhängen erliegen sehen, der aus solcher Einstellung aber notwendig erscheinende Skeptizismus findet in der bei C. H. Beck in München vor kurzem erschienenen „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen“ von Theodor Lessing seinen augenblicklichen Gipfelpunkt.

Wieder schwingt die Nadel hart nach einer Seite aus, und mag auch gewiß sein, daß nur die Entwicklung der materiellen menschlichen Dinge,

das, was wir Zivilisation nennen, einen greifbaren, an den Hindernissen wachsenden Fortschritt aufweist, und das Wachstum der Kultur in erster Linie Glaube sein — — wir brauchen in diesen Glauben als Menschen und zumal als deutsche Menschen mehr denn je.

In solcher Lageinlage suchen und finden wir Kraft im Schicksalsbuch unseres Volkes, seiner Geschichte, und blättern mit besonderem Gewinn an der Stelle, wo schon einmal von Deutschlands tiefer Erniedrigung zu sagen war: in der Zeit des deutschen Menschen der Romantik vor hundert Jahren.

Da steht z. B. wie für uns geschrieben:

„... Was macht allen Schmerz des Lebens
so besonders herbe? Eine gewisse Dummheit,
Unbestimmtheit, Namenlosigkeit! Wie
ein Nebel, der selbst unsichtbar, unergreifbar
alle Gegenstände der Natur in allgemeine
Gestaltlosigkeit auflöst. Wisse Deinen
Schmerz erst zu erkennen, dann zu be-
trachten, dann darzustellen, kurz ihn zu
nennen im vollen Sinne des Wortes, und
Du hast ihn schon halb überwunden...“

So heißt es 1808 im „Phöbus“, für den Kleist als Mis herausgeber zeichnete.

Die Romantiker des Jahrzehnts vor der Katastrophe von Jena und Auerstädt hatten — echt deutsch, aber auch echt philosophisch — wie Menschen im lustleeren Raum gedacht und die Emancipation des Geistes zur Tatsache erhoben. Vor dem Eingriff des Kurses in das deutsche Schicksal zerstörte dieser Herrschaftsanspruch des reinen Geistes wie eine Seifenblase, die an harte Wirklichkeiten stößt, und doch barg diese märchenhaft unwirkliche Seifenblase frischromantischen Denkens den Ansatz zu den Kräften, die den Tatsachenbau des Kurses stürzen sollten.

Fichte hatte die Romantiker des reinen Geistes im Wechselspiel von These und Antithese und beider Überbrückung durch eine Synthese denken gelehrt; in dieser Triade des Denkens waren sie zu reinen Geistmenschen erwachsen und hatten sich nicht erschöpfen können. Welt und Umwelt unter immer neuen Gedankenballungen zu sehen. 1806 war ein Zerreißen des Vorhangs im Tempel und ließ verrauen, was nicht lebensfähig war! Fichtes Geist aber blieb und wuchs in der Folgezeit zu jener Macht, die das Jahr des Gerichts 1813 zu einer Angelegenheit des ganzen Volkes machte: aus der von Napoleon mit dem Schein des Rechts verpöpften Ideologie erwuchs mit Folgerichtigkeit die lebensvolle und darum überlegene Idee.

In diesem Zusammenhange verstehen wir die Worte des „Phöbus“ über Fichtes Reden an die deutsche Nation:

„... In diesem Augenblick hält der Professor Fichte Vorlesungen in Berlin über die gegenwärtige Zeit und ihren Charakter. Er will zeigen, wie die Unglücksfälle des Nordens von Deutschland, des aufgeklärtesten Teiles der Welt, deshalb von der Natur verhängt sind, damit die Menschen ihre Selbstsucht vollständig vernichten und rein und allein im Allgemeinen von nun an

leben sollen; wie sie alles Einflusses des irdischen Elements, irdischen Verlangens und Anteils sich entschlagen sollen, um allein und ausschließlich in der göttlichen Idee zu leben..." —

Ein Blick auf das Heute an dieser Stelle. Noch herrscht die Selbstsucht und der „Einfluß des irdischen Elements“, unter dieser jeden wahrhaften Deutschen tiefskümmernden Oberflächengesinnung aber bereitet sich ein neuer Tag, und seine Verkünder stehen vielbeachtet inmitten saffer Massen: denken wir nur an die neu erwachte Lebensphilosophie und ihren j. J. vornehmsten Vertreter K e v e r l i n g , an seinen großen indischen Wahlverwandten Tagore und die immer sichtbarer werdenden Fäden seelischen Zueinanderstrebens zwischen Orient und Okzident, an das neue Werden in der Kunst, zum mindesten, soweit das Wollen in Frage kommt, teilweise auch im Vollbringen etwa eines H a a h - B e r k o w mit seiner Neugeburt mittelalterlicher Mysterienspiele zum ausgesprochenen Zwecke einer Durchseelung unserer gesamten darstellenden Kunst.

Müssen wir nicht wieder wie die Romantiker sagen:

„... Jetzt ist aber auch die Zeit, in welcher sich notwendig die Widersprüche der verschiedenen Parteien und Meinungen am heftigsten und schneidesten zeigen müssen; die neuere Welt wird unter Schmerzen und Beängstigung ihrer Mutter, der alten Zeit, an das Licht geboren...“ (Athenaeum I, 1)

und daß sie geboren wird, ist mehr als bloße Hoffnung aus historischen Reminiszenzen, ist Aufgabe vor allen anderen des deutschen Menschen und seines Genius, an die wir glauben, deren Erfüllung wir mit allen Kräften Geistes und der Seele leben müssen.

Wie lebte die Romantik ihren damaligen Aufgaben? Wie diente sie der Erfüchtigung des Volkes, damit es in seiner Schicksalsstunde bestehen?

Wir können es, in den Sprachgebrauch heutiger Zeit übertragen, in die zwei Worte fassen: *W e r d e t w e n t l i c h !* Unausgesetzt wie das ceterum censeo eines Cafo erging in immer neuer Einkleidung bei Erörterung der verschiedensten Stoffgebiete diese Mahnung. Und sie fand Zugang zum Herzen des Volkes, weil sie auf die Wurzeln nationalen Seins zurückging und getragen war vom Pathos der Überzeugung. Kein mit noch so zwingender Folgerichtigkeit vorgetragener kategorischer Imperativ und Pflichtbegriff eines Kant hätte dies vermocht; ihn, den einsam thronenden Weisen von Königsberg, empfand selbst die geistbefeuerte Romantik bei aller Verehrung seines Werkes als zu nüchtern, sodass das „Athenaeum“ die ironischen Worte prägen konnte:

„Die Pflicht ist Kants Eins und Alles ... und nur aus Pflicht ist er selbst ein großer Mann geworden.“

Würde es heute anders sein? Könnte man sich denken, daß jemals eine Volkspropaganda Kants

möglich wäre, geschweige denn Aussicht auf irgendwelchen Erfolg hätte? — Nein, romantisches Denken und Fühlen sang sich im Volkslied in das Herz des Volkes ein, lief über die Lippen der märchenerzählenden Mutter und ließ den Schrift des Wanderburschen im Anschau alter Bauzeugen still verweilen.

Mit instinktiver Sicherheit fand die Romantik die seit Jahrhunderten verschütteten Wege zur Volkskultur des deutschen Mittelalters mit ihrer Geschlossenheit zurück und ahnte, was als ein Berufener von heute Richard Benz als historisches Problem gefaßt hat:

die Renaissance, das Verhängnis der deutschen Kultur, durch die von ihr herbeigeführte Volkszerissenheit („Blätter für deutsche Art und Kunst“, herausgegeben von Rich. Benz, Eugen Diederichs Verlag, Jena).

Im Schicksalswinter 1806/7 begannen die Brüder Grimm ihre so überaus segensteife Tätigkeit, ein Datum, das die wachsende Sammlung der Romantik auf dem Boden deutscher Volkstums im Augenblick seiner bis dahin schwersten Daseinsbeengung selbstsam zum Ausdruck bringt. Sehen wir nicht auch hier die denkbar greifbarste Parallele zu unseren Tagen, nur dass freilich heute entsprechend der ungeahnt schnellen und breiten Entwicklung abendländischer und insonderheit deutscher Kultur alles unvergleichlich gröbere Verhältnisse und somit auch Auswirkungen angenommen hat?

Hat es nicht auch erst wieder einer Katastrophe im deutschen Geschehen bedürft, um den deutschen Menschen zu entflossenerem Besinnen auf seine Wesenheit, zu festerem Zusammenschluß seines Volkstums in Mitteleuropa und auf dem Erderrund zu bringen? Ist es in diesem Zusammenhange nicht ein Zeichen gesunder Selbstbesinnung, wenn endlich das deutsche Gymnasium Wirklichkeit ward (Lichwardt-Schule in Hamburg), wenn die bisher im wesentlichen büchervermittelnde Volksbildungstätigkeit zu einer Volkshochschulbewegung erwuchs, die allen Entfälschungen und Rückschlägen zum Trotz einen so lebensvollen Bildungsorganismus schuf wie die Volkshochschule Thüringen? Und ist nicht der sinnfälligste Ausdruck dieses deutschen Realismus jene verheißungsvolle Annahme zur Lösung der großdeutschen Frage und der endlich erfolgende Zusammenschluß des Auslandsdeutschums?

An solchen Tatsachen erkennet man die nimmer ruhende deutsche Seele, mag auch die Oberflächengestaltung unseres Volkes allüberall zur Zeit einem Waffenmeer gleichen. Der Sturm aus der Tiefe wird kommen. Helft, deutsche Männer und Frauen, daß er unser Volk mit Urgewalt durchschütttere! Einigt euch im Sehnen mit Lagarde, wenn er sagt: „Gäb es wenigstens Verchworene unter uns, einen heimlich offenen Bünd, der für das große Morgen sämme und schaffte und an den alle sich anschließen könnten, deren ausgesprochenem Sehnen et das Wort

böfe! Wir sind es müde, mit Geschaffenem und Gemachtem abgefunden zu werden. Wir wollen Geborenes, um mit ihm zu leben, du und du. Wenn die Winde nur wehen wollten!"

Herders Abhandlung „Über den Ursprung der Sprache“

Von Max Carstenn

Im Jahre 1770 erließ die Akademie der Wissenschaften in Berlin eine Preisaufgabe: über die Entstehung der Sprache wurde eine neue Hypothese gefordert, die sich auf umfassende Begründung stützen und dadurch der Wahrheit näher kommen sollte. Den Preis erhielt die von Johann Gottfried Herder ein gereichte Arbeit; erhielt ihn, troßdem der sechsundzwanzigjährige Verfasser bewußt „das Gebot der Akademie“ übertraf und keine „Hypothese“ lieferte. Denn Herder wollte mehr. „Was wäre es, wenn eine Hypothese die andere auf- oder ihr gleich wöge?“ Nein, nur sichere Einzelheiten, in vernünftigen Zusammenhang gebracht, unter bewußter Einsicht in die Grenzen unseres Wissens, nur diese ehrliche Gründlegung alles Forschens konnte zu einem Fortschritt führen. So sammelte der junge Gelehrte seite Tatsachen „aus der menschlichen Seele, aus der menschlichen Organisation, aus dem Bau aller alten und wilden Sprachen, endlich aus der ganzen Haushaltung des menschlichen Geschlechts“, um seinen Satz „so zu beweisen, wie eine philosophische Wahrheit bewiesen werden kann“.

Herders kleine Schrift bedeutet den Anfang der neueren Sprachwissenschaft. Seine Untersuchungen beginnen mit der Frage: „Haben die Menschen, ihren Naturschönheiten überlassen, sich selbst Sprache erfinden können?“ Die Frage scheint heute verwunderlich. Dem 18. Jahrhundert war sie es nicht. Denn damals war es eine allgemein angenommene, in zahlreichen Büchern ausführlich dargestellte Selbstverständlichkeit, daß wir Menschen unsere Sprache nur durch eine Gnadenhandlung Gottes erhalten hätten. Die unendlichen Schwierigkeiten, die sich bei dieser Hypothese ergeben, spürte man damals nicht so stark, weil man in der Sprache nur eine tote, unveränderliche Welt von vierundzwanzig Buchstaben sah, schön angeordnet nach einem logischen System, sauber zerlegbar in grammatische Begriffe.

Mit aller Wucht wendet sich Herder gegen diese starke Einseitigkeit. Er löst die Sprache nicht los von dem Sprechenden; Sprechen ist so gut wie Atmen, wie Gliedbewegung, wie Sinnesarbeit die Lebensäußerung eines belebten Organismus. Alle Empfindungen des Herzens, Freude und Leid, Verlangen und Zufriedenheit, Liebe und Hass, drängen nach Ausdruck; und eine Form dieses Ausdrucks — neben andern — ist die Umsetzung des Empfindens in Töne, Schäle, Laute. Aber damit kämen wir noch nicht über die Stufe hinaus, die die Tiere auch erreicht haben. Was den Menschen vor ihnen auszeichnet, ist seine Fähigkeit,

Einzelatssachen durch sein Denken zu einem Ganzen zusammenzuschmelzen, durch seine Vernunft in verschieden gestalteten Einzeldingen ein Gemeinsames aufzufinden und die Unähnlichkeiten wegzudenken; also über das tatsächlich Beobachtete hinaus zu höheren Begriffen zu kommen, denen in der Wirklichkeit nichts genau entspricht. An der Grenze, wo sich der Mensch vom Tier scheide, scheidet sich auch die Sprache vom tierischen Laut; „Besonnenheit“ nennt Herder diese Kraft; sie bestimmt den Charakter des Menschen.

Auf solcher Grundlage baut der Philosoph weiter. Er legt die Eigenart der menschlichen Seele dar, beschreibt unsere körperliche Wesenheit — wobei die Organe für das Hören und Sprechen besonders herausgehoben werden — weist hin auf Gemeinsamkeiten, die sich in allen Sprachen, bei allen Völkern finden; natürlich nicht Gemeinsamkeiten in dem meist zufälligen Klang einzelner Wörter, sondern Gemeinsamkeiten, die in der Gliederung und Einteilung des Wortschatzes bestehen und in der geschichtlichen Entwicklung der Sprache, die sich von der Entwicklung des menschlichen Geistes nicht trennen läßt.

Es ist nicht genug, nachzuweisen, daß der Mensch bei seiner körperlichen und seelischen Eigenart dazu befähigt war, Sprachen zu erfinden; es muß auch dargelegt werden, daß er diese Fähigung in die Tat umsetzte, umsehen mußte, wenn er seiner Natur nicht Gewalt antun wollte; daß er mit Schicksalszwang zu der Errichtung der Sprache gedrängt wurde, weil ihm die Kräfte dazu verliehen waren. Eng zusammen hängt dieser Nachweis mit der Untersuchung der Frage: „Wie hat der Mensch das gemacht? Welche Bahnen hat sein Geist beschreiten müssen, um zum Ziele zu gelangen?“ So überbreitet Herder den zweiten Teil seiner Abhandlung: „Auf welchem Wege der Mensch sich am füglichsten hat Sprache erfinden können und müssen.“

Vier grundlegende Naturgesetze sind das wertvolle Ergebnis seiner Bemühungen. 1. Der Mensch ist ein freidenkendes, tätiges Wesen; seine Kräfte entwickeln sich stetig; hat er die Fähigkeit zur Sprache in seinen körperlichen und seelischen Anlagen, so darf er nicht still sein: sonst wäre er ja kein Mensch. 2. Der Mensch ist seiner Bestimmung nach ein soziales Wesen, ein Geschöpf der Herde, der Gemeinschaft; er kann also mit seiner Sprache nicht auf einem toten Punkt stehen bleiben, sondern muß sie in lebendigem Wechselverkehr weiterentwickeln; die Fortbildung der Sprache ist ihm eine natürliche, wesenhafte, notwendige Aufgabe. 3. Da das ganze menschliche Geschlecht unmöglich für alle Zeiten als eine geschlossene Herde bei einander bleiben könnte, so konnte es auch nicht eine Sprache behalten. Die Jersplitzung in neue Einheiten, abgesonderte Gruppen, führte notwendig zu der Bildung verschiedener National sprachen. 4. So wie die Menschheit von einem Ursprungspunkt ihren Ausgang genommen hat, aber doch trotz der verschieden-

Entwicklung der einzelnen Glieder eine große Einheit, eine große Haushaltung geblieben ist, eben „die Menschheit“ — so sind auch alle Sprachen, einer Wurzel entstammend, trotz der Mannigfaltigkeit der Weiterbildung schließlich immer eine große Einheit, eben „die Sprache“; und ebenso die große Kette der Kultur mit all ihren eigen geformten Gliedern doch wieder eine große Einheit: „die Kultur“.

Kühn und groß wirken noch heute, nach 150 Jahren, diese Gedanken. Herder leugnet nicht die zahlreichen, die starken Verschiedenheiten, die sich dem tatsächlichen Anblick der Menschen ergeben; leugnet nicht die Vielfältigkeit der Nationen, der Sprachen, der Kulturen. Aber hinter dem Mannigfachen der realen Gegenwart sucht er die übergeordnete Einheit im Reiche der Idee und erklärt die Einzelerscheinungen als notwendige Folgen der Entwicklung des lebendigen Wachens organischer Gestalten, des sinnvollen Werdens aller Erdenkräfte. Herder ist also in der Neuzeit der Begründer des Entwicklungsgedankens, wie er zunächst auf dem Gebiet der Philologie und der Geschichte durchgeführt wurde, bis er schließlich als Form der Naturbetrachtung im 19. Jahrhundert auf allen Gebieten überragende Geltung bekam, auch hier wesentlich schon erlebt von Goethe, der Herders Preisarbeit in den Wochen ihrer Entstehung kennen lernte und einen tiefen Eindruck davon bekam.

Die sprachwissenschaftliche Forschung ist seit Herder mächtig fortgeschritten; alle Theorien, die in früheren Zeiten, vielfach schon im Altertum, über die Entstehung der Sprache aufgestellt worden sind, haben weisgreifende Umbildungen erfahren, möchten sie, wie die Erfindungsgstheorie, nur noch in gelegentlichen Einwirkungen Geltung besitzen, oder, wie die Nachahmung und die Naturlauttheorie, wichtige Spracherscheinungen unerklärt lassen, oder schließlich, wie die Wunderteorie, offen bekennen, daß die letzten Gründe der Sprachenentstehung uns gerade so gut verborgen sind, wie die Ursprünge des Menschengeschlechts überhaupt. Aber aus dieser Wundertheorie heraus, der auch Herder in späteren Werken zuneigt, ist die Erklärung erwachsen, die unter voller Berücksichtigung der umwälzenden Gedanken des 19. Jahrhunderts die moderne wissenschaftliche Einstellung zu dem Problem des Ursprungs der Sprache gibt: die Entwickelungstheorie des Psychologen Wilhelm Wundt. Hier werden die sprachlichen Erscheinungen gesetzt als notwendige Begleiter des menschlichen Bewußtseins, in denen die Grundgesetze der Entwicklung dieses Bewußtseins zum Ausdruck kommen.

Eine seltsame Bücherei

Von Alfred Hein

In jeder größeren Buchhandlung wird sie heute zu finden sein. Sie ist in ihrem mehrere Fächer umfassenden Ausmaß wohl ein Kind unserer Zeit. Nirgends sonst wird sich so stilos die Reihe der Rücken und ihrer Titel mischen; höchstens

noch in der Bibliothek eines meistweise kaufenden Kriegsgewinners. Da stehen die Erinnerungen Ludendorffs neben Kurt Eisners „Götterprüfung“, Arthur Silbergleits „Die Magde“ neben „Was tat ich dir“ und der „Himmelskönigin“ von Cuths-Mahler, und neben der Rembrandtbibel hockt der „Untergang des Abendlandes“, neben einem Kochbuch singt Alices Inselbuch „Die Weise von Liebe und Tod“, Jagdgeschichten und Negermärchen, Hermann Stehr und Ricarda Huch, Rudolf Herzog und Gerhart Hauptmann sind hier freundschaftlich gesellt. Es gab sich auch keiner hier die Mühe, wenigstens die Bücher der einzelnen Verfasser zusammenzuschließen, der Name desselben Autors springt einem aus ganz verschiedenen Ecken entgegen — — „je nachdem sie geklaut sind“, meinte der Buchhändler auf meinen ganz erstaunten Blick über das durcheinandergewürfelte Bücherregal hin.

Erster fuhr er dann fort: „Das ist ein trauriges Kapitel.“ Nun bemerkte ich auch, daß in jedem Buch ein Brief oder auch mehrere steckten. Ich zog einen hervor:

Sch geehrter Herr A.

Ich habe lange nichts mehr gelesen. Da versuchte ich es auf diese Weise, die mich wie ein Rausch überkam. Ich mußte zugreifen. Schade, daß ich die schönen Novellen von Zweig nicht behalten kann, fast möchte ich Sie bitten, sie mir zu schenken. Ich habe wirklich kein Geld. Vielen Dank, daß Sie mich nicht angezeigt haben, ich glaube, mein Vater würde mich totschlagen. Jetzt zittere ich, wenn ich an mein Tun denke, aber warum sind auch die Bücher so teuer? Und in den Leihbibliotheken kriegt man bloß Unterhaltungssachen. Und dann lese ich auch nur mit Freude ein sauberes Buch. Mit vielem Dank und ergebenem Gruss, das Buch füge ich bei, Ihre Lotte B.

„Wir haben ihr das Buch zu Weihnachten geschenkt. Hier ist der freudige Dankbrief dafür.“

„Wie ist es aber möglich, daß so große Bände wie die Ludendorff-Erinnerungen oder „Der Untergang des Abendlandes“ verschwinden?“

„Die hat alle ein einziger geklaut. Der kam immer zur Mittagszeit, da ist bloß die Hälfte des Personals zugegen; die großen Bände sind in einer schlecht übersehbaren Ecke gestapelt. Dann halte der Kerl es herausbekommen, daß wir bestimmte, weniger verlangte Bücher nur im Lager liegen haben. Er schickte den einzigen Gehilfen, der in der Abteilung zugegen war, dahin und griff inzwischen zu. Ja, es muß auch solche Käuze geben.“

„Haben Sie ihn angezeigt?“

„Nein, die allzu frechen lasse ich nur hundert Mark oder noch mehr, gewöhnlich den dreifachen Betrag der gestohlenen Bücher, in die Unterstützungs kasse zahlen. Aber hier diese vierundzwanzig Bücher sind an einem Tag von einem einzigen außerdem sehr eleganten Herrn geklemmt. Ein kleines Buch ist eben schnell verschwunden, am allerehesten am Tag des heiligen Abends. Und er war schon wieder hinausgegangen, da mußte ihn der Teufel nattern oder

es schuf ihm noch ein Geschenk, jedenfalls kam er noch einmal zurück, um das vierundzwanzigste zu holen, und da wurde er erwisch't."

"Was ist denn hier? Da hat ja einer dieselben Bücher doppelt und dreifach genommen, alles naturwissenschaftliche Abteilung. Ein armer Student?"

"Ein Lebemann, der es noch gerissen anfangt. Diese Bücher kaufe er in einem unbeobachteten Augenblick. Aber den nächsten Tag kam er mit dem entwendeten Exemplar an und ließ es sich aufschreiben, da es ihm doch nicht zusagte; er hätte darin ein wenig geblättert, aber er möchte lieber etwas anderes dafür nehmen. Bücherschränke sind heute rar, und man ist daher so entgegenkommend wie möglich. Ein- bis zweimal gelang es dem Kunden auch, die Naturwissenschaft gegen Erotik einzutauschen, dann als er keck zweimal in kurzen Zeitabständen die Sache hintereinander probierte, kamen wir ihm doch auf die Spur. Als ich ihm die Strafe zudiktierte, zog er wortlos die Briefstafche und zählte die blauen Lappen hin. „Es war nur eine Art Sport“, meinte er. „Etwas feuer.“ sagte ich. Da rümpfte er sogar die Nase: „Soviel verlier ich alle Tage.“

Der Brief eines Schülers von vierzehn Jahren steckt im Boccaccio; der Vater wollte es nicht kaufen, der Freund, der es besaße, war gerade sein Feind geworden, da mußte er sich's so besorgen. Aber manches sei in dem Buch sehr langweilig, er gäbe es ganz gern zurück.

Und dann noch ein Brief, der mich aufs tiefste ergriff:

Sehr geehrter Herr, ich werde bald sterben, ich bin schwindsüchtig. Alles, was ich noch gern lesen möchte, werde ich wohl nicht mehr lesen können, dafür sterbe ich zu früh. Aber einmal wollte ich Gedichte von Trakl lesen. Ach, früher hätte ich sie mir kaufen können, jetzt brauche ich das leiste für die Medizin. Wenn Sie mich der Polizei anzeigen, so seien Sie nicht böse, wenn ich dagegen gleichgültig bin, schlecht bin ich nicht. Auch kein Dieb. Nun werde ich den Dichter, dem ich in den Tod bald folgen werde, doch nicht mehr ganz kennen lernen. Ein Gedicht aber las ich einmal von ihm, es ist so wunderlich dunkel und funkelt doch. Vielleicht kann ich's mir doch noch kaufen, zum Stehlen bin ich halt zu ungeschickt. Es grüßt Sie hochachtungsvoll Ihre Dora F.

„Wir haben die Schwerkranken in einem Wagen abgeholt und sie durfte sich ausruhen, was sie wollte. Sie nahm Trakl, Hofmannsthal, Hölderlin und Hesses „Klingsors letzter Sommer“. Sie meinte lächelnd, das klänge ihrem Wesen so verwandt...“

„Die Fälle ähnelten oder wiederholten sich. „Vielen Dank, daß Sie mir das zeigten, das Leben bleibt ewig neu.“

„Ja, nicht nur die Dichter erleben Romane,“ meinte der Buchhändler. „Wer weiß, ob die Künstler nicht die echteren und schwereren ihr Leben entflang dichten. So eine Bücherei mit ihren Schicksalen vergißt man doch nie...“

Kant und der russische Historiker

Karamzin

Von Walther Domansky

Vor mir liegt ein altes Büchlein, das erste einer mehrbändigen Reihe. Es führt den Titel: „Briefe eines reisenden Russen von Karamzin.“ Aus dem Russischen von Johann Richter, Leipzig, Hartknoch, 1802. Der Verfasser Karamzin (1766 bis 1826) wurde durch das eben genannte Werk bahnbrechend für die neuere russische Prosa. In der Tat ist es erstaunlich, was der damals anfangs der zwanziger Lebensjahre stehende Mann (K. reiste 1789 aus Russland ab) in diesem anschaulich geschriebenen Buche geleistet hat. Seine Reise führte ihn über Petersburg und die Ostseeprovinzen nach Deutschland, der Schweiz, Frankreich usw. Überall suchte er die berühmten Gelehrten und Dichter auf, deren Werke er entweder teilweise schon kannte oder an dem Orte ihrer Wirksamkeit las. Mit welcher Fülle von gut verarbeiteten Eindrücken er in sein Vaterland zurückkehrte, kann man sich denken. Auch als Novellendichter war er späterhin tätig. Aber nachdem er 1803 zum Reichshistoriographen ernannt war, widmete er sich immer mehr nur den historischen Studien. Sein Aufsehen erregendes Hauptwerk war die „Geschichte des russischen Reiches bis 1811“, die 1816 in zwölf Bänden zu erscheinen begann und seitdem in mehreren Auflagen veröffentlicht wurde.

Doch wir lassen ihn nunmehr selber reden, nachdem er im Juni 1789 in Königsberg angelangt ist.

„Gestern Nachmittags war ich bei dem berühmten Kant, einem scharfsinnigen und feinen Metaphysiker, der Malebranche und Hume, Leibniz und Bonnet stützte — Kant, den einst der jüdische Sokrates, der verstorben Mendelssohn, den alles zerstörten den Kant nannte. Ich hatte keinen Brief an ihn; aber Kühnhof gewinnt Städte, und mir öffnete die Tür des Philosophen. Ein kleiner hagerer Greis, von einer außerordentlichen Zartheit und Weise, empfing mich. Ich sage zu ihm: Ich bin ein russischer Edelmann, der deswegen reiset, um mit einigen berühmten Gelehrten bekannt zu werden — und darum komm ich zu Kant. Er fragte mich sogleich zum Sitzen und sagte: „Meine Schriften können nicht jedermann gefallen. Nur wenige lieben die tiefen metaphysischen Untersuchungen, mit welchen ich mich beschäftigt habe.“ Wir sprachen erst eine halbe Stunde über verschiedene Gegenstände: von Reisen, von China, von Entdeckungen neuer Länder usw. Ich mußte dabei über seine geographischen und historischen Kenntnisse erstaunen, die allein hinreichend schienen, das ganze Magazin eines menschlichen Gedächtnisses zu füllen, und doch ist dies bei ihm nur Nebensache. Darauf brach ich das Gespräch, doch nicht ohne Sprung, auf die moralische Natur des Menschen, und folgendes hab' ich von seinem Urteil darüber gemerkt:

„Untere Bestimmung ist Tätigkeit. Der Mensch ist niemals ganz mit dem zufrieden, was er be-

sigt, und strebt immer nach etwas anderm. Der Tod trifft uns noch auf dem Wege nach dem Ziele unserer Wünsche. Man gebe dem Menschen alles, wonach er sich sehnt, und in demselben Augenblick, da er es erlangt, wird er empfinden, daß dieses Alles nicht alles sei. Da wir nun hier kein Ziel und Ende unsers Strebens sehen, so nehmen wir eine Zukunft an, wo sich der Knoten lösen muß; und dieser Gedanke ist dem Menschen um so angenehmer, je weniger Verhältnis hienden zwischen Freude und Schmerz, zwischen Genüssen und Entbehrungen, stattfinde. Ich für meine Person erheitere mich damit, daß ich schon über sechzig Jahre alt bin, und daß das Ende meines Lebens nicht mehr fern ist, wo ich in ein besseres zu kommen hoffe. Wenn ich mich jetzt an die Freuden erinnre, die ich während meines Lebens genossen habe, so empfinde ich kein Vergnügen; denk' ich aber an die Gelegenheiten, wo ich nach dem Moralgelehrt handelte, das in mein Herz geschrieben ist, so fühlt sich die reinste Freude. Ich nenne es das Moralgelehrt; andre das Gewissen, die Empfindung von Recht und Unrecht — man nenne es, wie man will; aber es ist. Ich habe gelogen; kein Mensch weiß es, und ich schäme mich doch. — Freilich ist die Wahrscheinlichkeit des künftigen Lebens noch immer keine Gewissheit; aber wenn man alles zusammennimmt, so gebietet die Vernunft, daran zu glauben. Was würde auch aus uns werden, wenn wir es so zu sagen mit den Augen sähen? Würden wir dann nicht vielleicht durch den Reiz des selben von dem rechten Gebrauch des Gegenwärtigen abgezogen werden? Reden wir aber von Bestimmung, von einem zukünftigen Leben, so sehen wir dadurch schon das Dalein eines ewigen und schöpferischen Verstandes voraus, der alles zu irgend etwas, und zwar zu etwas Gute schuf. Was? Wie? — Hier muß auch der erste Weise seine Unwissen-

heit bekennen. Die Vernunft löscht hier ihre Fackel aus, und wir bleiben im Dunkeln. Nur die Einbildungskraft kann in diesem Dunkel herumirren und Phantome schaffen.

Ehrwürdiger Mann! verzeihe, wenn ich deine Gedanken in diesen Zeilen entstellt habe.

Er kennt Lavater und hat mit ihm korrespondiert. „Lavater“, sagte er, „ist sehr liebenswürdig, in Rücksicht seines guten Herzens; aber seine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft macht, daß er sich durch Phantome blenden läßt, an Magnetismus und dergleichen glaubt.“ Ich erwähnte seiner Feinde. „Sie werden sie kennenlernen,“ sagte Kant, „und Sie werden finden, daß sie alljumal gute Menschen sind.“

Er schrieb mir die Titel von zweien seiner Schriften auf, die ich noch nicht gelesen habe: Kritik der praktischen Vernunft und Metaphysik der Sitten — und dieses Zettelchen werd ich verwahren wie ein heiliges Andenken.

Indem er meinen Namen in sein Taschenbuch schrieb, wünschte er, daß sich endlich einmal alle meine Zweifel lösen möchten. Darauf schieden wir.

Das, meine Freunde, ist eine kurze Beschreibung einer für mich äußerst interessanten Unterredung, die über drei Stunden dauerte. — Kant spricht geschwind, leise und unverständlich; ich mußte alle meine Gehörnerven anstrengen, um zu verstehen, was er sagte. Er bewohnt ein kleines unansehnliches Haus. Überhaupt ist alles bei ihm alltäglich, ausgenommen seine Metaphysik.

Soweit Karamsin über seinen Besuch bei dem deutschen Geisteshelden. Auch der alte Kant mag an dem frischen und empfänglichen Wesen seines ausländischen Besuchers sich erfreut haben. Sicher ging es für ein paar Stunden wie Frühlingswochen der Jugend durch das einsame Lehrertennstübchen.

Buchbesprechungen

„Ein Buch, das nicht wert ist, zweimal gelesen zu werden, ist auch nicht wertig, daß man es einmal liest.“
(Jean Paul)

Norika, Alt-Nürnbergerische Geschichten von August Hagen. Neu herausgegeben von Dr. Arthur Schurig. Dresden 1920. Lehmannsche Verlagsbuchhandlung.

Es ist mit einer Freude, auf etwas dem Osten Entflossenes aufmerksam machen zu können, auf ein zwar etwas altmodisches Gewächs, das aber mit seiner bescheidenen, ehrlichen Art doch sein gutes Recht auf Luft und Licht und unsre Beachtung hat, nämlich des alten „Kunst“-hagen Norika. Die Einleitung sagt uns, daß August Hagen, in Königsberg geboren, an der dortigen Universität als Professor der Kunstgeschichte bis in sein 81. Lebensjahr tätig war und dort in seiner Heimatstadt im Jahre 1880 starb.

Als Dozent konnte er keine weitgreifende Wirksamkeit entfalten — das Interesse für

Kunstgeschichte war damals im Osten recht schwach —, doch hat er sich als Begründer eines Stadtmuseums, eines Kunstvereins und der Altertumsgesellschaft Prussia ein ehrenvolles Gedächtnis in der alten Pregelstadt gesichert. Von seinen zahlreichen poetischen Werken ist heute so ziemlich alles vergessen, nur unsere Norika haben mehrere Auflagen erlebt, ja sogar neuerdings in die Reihe der Reclambücher Aufnahme und damit die Möglichkeit weiterer Verbreitung gefunden.

Es ist ein anspruchsloses Buch, angeblich nach einer von Hagen aufgefundenen alten Handschrift des Frankfurter Kaufmanns Jakob Heller († 1522) zusammengestellt. Am Tage des heil. Sebald fahren wir mit diesem Handels herrn in Nürnberg ein, tauchen mit ihm im lärmenden Strudel des Sebaldisfestes unter, nehmen an den folgenden Tagen die öffentlichen Kunstdenkmäler in Augenschein, besuchen den Erz-

gleicher Peter Vischer, den Bildhauer Adam Kraft, den Bildschnitzer Veit Stoß und andre Künstler, vor allem den großen Nürnberger, Albrecht Dürer, lernen auch den Ratsherrn Willibald Pirckheimer auf seinem Landgute kennen, wohnen einer Singschule der Meistersinger bei (der noch junge Hans Sachs tritt besonders hervor), sehen den alten, freundlichen Kaiser Maximilian, erleben Pirckheimers Dichterkronung und können uns sogar noch so nebenbei an einer kleinen Liebesgeschichte erfreuen. Kurzum: das alte, stolze Nürnberg der Reformationszeit mit seiner Fülle kunstbegabter Meister und herrlicher Kunstwerke erscheint anschaulich vor unsern Augen.

Angeregt wurde unser Buch wohl durch „Sternbalds Wanderungen“ von Tieck und „Meister Martin der Küfer“ von C. L. A. Hoffmann, die ja zuerst das alte Nürnberg und den Kreis um Dürer den Deutschen nahegerückt haben, doch ist hier alles aus dem Romantischen ins Biedermeiersche transponiert: alle Menschen, mit denen wir zusammenkommen (die einzige Agnes Dürerin ausgenommen), zeichnen sich durch Sittenfeinfalt, Biederkeit, Herzlichkeit, Bescheidenheit aus, während sie in Wirklichkeit sehr viel kantiger und schroffer durchs Leben gegangen sind (besonders Veit Stoß und Pirckheimer). Doch tut es ja gerade heute unendlich wohl, ein paar Stunden in dieser Sphäre biedermeierlicher Gemütslichkeit und Anspruchslosigkeit zu atmen, und so sei dies Buch unsern Lesern bestens empfohlen. Bei einer Neuauflage wird der Herausgeber seine für einen Österreichischen ärgerliche Verweichung des Herzogs Albrecht von Brandenburg mit dem Mainzer Erzbischof gleichen Namens (Anm. zu S. 2) hoffentlich richtigstellen.

Eine sehr wertvolle Beigabe sind 25 sorgfältig von Professor Singer ausgewählte Abbildungen.

Heuer, Thorn

Einhorn-Drucke.

Goethes Faust, Druckanordnung und Schrift von F. H. Ehmk e, Holzschnitte von Walter Kleemann. In Halbleder geb. 60 Mk.

Shakespeares Hamlet, Druckanordnung und Schrift von F. H. Ehmk e, Holzschnitte von Otto Wirsching. In Halbleder geb. 60 Mk. Einhorn-Verlag in Dachau.

Es ist ein Vergnügen, schon äußerlich diese handfest gebundenen Bände von bequemem Format zu betrachten. Man kann durchaus nicht sagen, daß sie wie Luxusausgaben wirken, vielmehr laden sie in ihrer schlichten, fast derben, kräftigen Art zu behaglicher Lektüre ein. Und dieses freundlich ernste Gepräge erhält Bestätigung, bleibt Stil und Ausdruck und wird vergeistigt durch den wundervollen eigenartig lebendig wirkenden Druck. Beide Bände sind in der schönen ausgeglichenen Ehmk e-Schrift gehalten. Fraktur als Hauptschrift, Kursiv und Antiqua als Hilfschriften. Schon in diesem kräftig-schlanken, fleischwarzen Druck allein hätten beide Bücher einer im edelsten Sinne stilvollen Buchkunst entsprochen. Aber beide

Bücher erhalten durch Illustrationen noch ein lebendig individuelles Gepräge. Insbesondere Walter Kleemanns Holzschnitte zum Faust, die der Technik des Holzschnitts entsprechend, nur das Wesentliche in den Figuren und in den Szenen hervorheben, und ganz anders natürlich, eigenlebendig und charaktervoll als manche der früheren, auch anerkannten, zumeist rein theatralischen Faustillustrationen wirken, sind fast durchweg hoch zu bewerten. Dies gilt besonders für jene Szenen, in denen ein starkes mysteriöses Gefühl zum Ausdruck kommt („Österreichergang“) oder auch balladeske Stimmungen dargestellt sind (Auerbachs Keller, Tod Valentins). Ganz anders Otto Wirsching in seinen Holzschnitten zum Hamlet. Hier ist Hauptwert auf die Herausarbeitung des Figürlich-Charakteristischen, des Ausdrucks in Haltung und Gebärde gelegt. Nicht immer ist dieser Stil, entsprechend dem tiefen tragischen Ernst der Handlung, rein und groß zum Ausdruck gekommen. Die illustrativen Aufgaben waren hier besonders schwere. Die Tragödie hat für uns einen fast zeitlosen Wert, und es ist fraglich, ob Illustrationen deshalb hier überhaupt angebracht sind. Aber in ihrer großzügigen Linien- und Flächenwirkung verdienen auch diese Holzschnitte — namentlich in ihrem schönen Einklang mit Schrift und Saubild — Anerkennung.

Dr. Hans Benzmann

Alexander Eliasberg „Russische Literaturgeschichte.“ Verlag C. H. Beck, München.

Der Münchener Verlag C. H. Beck, der es sich angelegen sein läßt, nur wahrhaft bedeutsame Werke in vollendeteter Ausstattung herauszubringen, bewahrt auch in dieser russischen Literaturgeschichte sein gewohnt hohes Niveau. Alexander Eliasberg, der als einer der besten Kenner Russlands gilt, gibt in Einzelporträts ein tiefgründiges Bild der heutigen Literatur des gewaltigen Ostreiches. D. Mereschkowskij, der Verfasser des „Leonardo da Vinci“ und anderer bedeutsamer Werke, leistet das Buch in geistreicher Weise ein und gibt mancherlei neue Gesichtspunkte zur Werbung der russischen Dichter und ihrer Schöpfungen. Neben Autoren, die — wie etwa Puškin, Turgenjew, Dostojewski, Gorkij und Tolstoi — Gemeingut der Geibldeien sind, werden auch Dichter in dem Werke von Eliasberg berücksichtigt, die wir kaum dem Namen nach kennen. Sechzehn Porträts ergänzen den Inhalt des Buches, das allen Freunden russischer Dichtung willkommen sein wird, auf das glücklichste. Eliasberg weiß anschaulich zu schildern und erweckt in jedem Leser seines Buches das Bedürfnis, sich mit den Dichtern, von denen er spricht, persönlich auseinanderzusehen und so allmählich das rechte Verständnis für den Osten und seine geistigen Probleme zu gewinnen, eine Aufgabe, die für alle Nichtrussen nur mit Schwierigkeiten zu lösen ist. Die „Russische Literaturgeschichte“ des Münchener Verlags ist trefflich geeignet, in das Wesen der zeitgenössischen russischen Dichtung einzuführen, und gehört in die Bücherei jedes

Gebildeten, zumal ihr Preis im Vergleich zu dem Gebogenen als äußerst wohlfeil bezeichnet werden darf.

Hans Götsken

„Die halbgerechte Seele.“ Ein Gedicht von Rudolf Borchardt. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin. 50 Exemplare Ganzleder fian. 225 Mk., 600 Exemplare in Halbleder 75 Mk. in Japanbättchen.

Darnahesch, Cherub unter Cherubinen, dem es obliegt, zweifelhafte Seelen aus den Fängen Satans zu reißen, sucht mit dem Verfluchten um eine halberlöste Seele und wütet, weil ihm die „sturmverwandte Kraft“ verzagte, unterlegen, wenn er nicht jenes „Zauberwort“ gesprochen hätte, dem in aller Welt nichts widerstehen konnte und das ihn mit der Seele aufwärts warf. Doch im Steigen beschimpfte ihn die grauenolle Seele und hieb ihm mit schlechter Hand ins Gesicht; sie schwand aus seinen Armen und seine Schwestern ergossen die heiligen Flügelkräfte ins Leere. — Darnahesch stürzte lachend ab. Im Sturz fing ihn der Herr, daß er nicht am Felsen zerstieß, und ein Engel beugte sich zu ihm: „Vollende nun als Mensch die Arbeit, die dir als Himmelslicher mißlang! Vielsach sind die Ordnungen des Einen!“ Und Darnahesch ging und fand jenen schönen Jüngling im Gefümmel einer Hafenstadt wieder. Er gina ihn an und sie suchten die Einsamkeit, wo Darnahesch um ihn rang. Aber der Jüngling verließ ihn heimlich. Darnahesch suchte und fand ihn wieder und wurde von neuem verlassen. Beim dritten Mal fand Darnahesch den Freund in „dem letzten der verrufenen Gau“ nah beim Meere, in der Diebe Sprengel“ in einer verlorenen Hafenschenke „bei dem Würstler und dem Knabenschänder“ vor einer Neige Weines und er setzte sich an seine Seite. Er verzweifelte, jemals seinen ungeheuern Auftrag zu erfüllen, „dieser Welt Gesetz war über Ihm“ — aber die Sehnsucht, noch einmal des Berges kühle Geisterluft und sterneblauer Reinheit und darüber in der flimmernden Verflirrung jene Länge und des Chors Entzückungen zu kosten, befahl ihn so gewaltig, daß ihn die Lust ankam, sich durch ein vermessen Wort selbst ins Göttliche zu retten. Aber er sprach's nicht aus und sagte nur zu jenem voller Demut „in den Staub bei seinem Stande schänd“¹⁾, indem er die Neige leerete: „Gott walte hinsort seines eigenen Willens, den ich nicht vollenden kann! Bei dir will ich bleiben. Der Reine helfe dir und mir!“ In diesem Augenblick riss ihn und jenen die gewaltigste Besiegelung empor und sie wurden rein vor dem Reinsten. —

Das Gedicht ist von großer Vision, die oft an Milton erinnert; die Sprache ist kühl, streng, von läwenhafter Hand in den Abklatsch gezwungen. Die bibliophile Ausstattung ist vornehm. Eine wertvolle Erscheinung.

Friedrich Schnack

Helene Hörschelmann: Vier Jahre in russischen Ketten. J. F. Lehmann Verlag, München 1921. Pr. geh. 12 Mk.

Den Deutschen, ihrer Opferwilligkeit, ihrer selbstlosen, hingebenden Liebe zu den reichsdeutschen Brüdern, ihrem erhebenden und herrlichen Optimismus in vier langen bitteren Kriegsjahren hat die Verfasserin in diesem Buche ein Denkmal gesetzt, dauerhafter denn von Stein. Und doppelt gerührt und doppelt erschüttert wird derjenige diese Zeilen lesen, der wie ich jahrelang in russischer Gefangenschaft gelebt und gelitten, der wie ich all diese Zeit hindurch aber auch auf Schrift und Tritt sich von der Liebe und Fürsorge der Deutschen umgeben gesehen hat. Eigene Erlebnisse werden hier geschildert — den ganzen Krieg hindurch hat die Verfasserin an der Spitze der deutschbaltischen Kolonie in Moskau Gut und Gesundheit für die deutschen Kriegsgefangenen aufgeopfert, allen Ansehungen, allen Nöten, allen Gefahren zum Trotz, hat monatelang im Kerker für ihre deutsche Gefinnung geschmachtet und aus all diesen Leiden doch nur immer neue Kraft gesogen, Kraft, die verschwendet wurde im Dienst der großen deutschen Sache. Während die wenigen, nicht verbannten Reichsdeutschen in Moskau sich allzu besorgt und ängstlich versteckten und verbargen, haben die Balten kühn und unverzagt ihr großes Werk begonnen, dies Liebeswerk, das auf Erden vielleicht seinesgleichen nicht fand während dieses Krieges, haben es nicht nur begonnen, sondern haben durchgeholfen und haben es fortgesetzt bis zum bitteren Ende. Viel haben ihr Opfer mit dem Tode besiegen müssen, sind verdorben und gestorben in Schmutz und Verbannung. Sie und die andern, die Überlebenden, denen es endlich gelang, nach Deutschland zu entkommen, haben es verdient, daß ihre Namen, ihre guten deutschen Namen, dem Herzen unseres Volkes allzeit lebendig bleiben.

Nicht literarisch will dies Buch gewertet werden, ob es gleich gut und fließend geschrieben ist. Seine Bedeutung liegt in der schonungslosen Enthüllung der furchtbaren Leiden, denen unsere Soldaten in russischer Gefangenschaft unterworfen waren, der bestialischen Grausamkeiten der russischen Behörden und des Volkes, in demflammenden Hinweis auf all das, was Balten für ihre deutschen Brüder getan haben. Allen jenen, die in kurzfristiger Unkenntnis das schwere Los der Deutschen verkannnten, vielleicht gar über deren „reaktionäres Junkertum“ herzielen, sollte man dies Buch in die Hand drücken — und, sofern Dankbarkeit noch nicht ausgestorben ist im deutschen Volke, werden sie ihnen beschämmt Abbitte leisten im Herzen. Deutsche Treue und deutscher Idealismus haben nirgends herrlichere Blüten getrieben, süßere Früchte gezeitigt, als im Baltenlande.

Wolfgang Federau

Fritz Droop: Der Freispruch¹⁾. Dramatische Dichtung in drei Akten. Erdgeist-Verlag, Leipzig.

Der Titel dieses Buches erregte von vornherein mein besonderes Interesse. Denn mit dem

¹⁾ Über die Aufführung im Danziger Stadttheater im Februar Schrifttg.

Titel „Der Freispruch“ hatte ich selber ein Drama schreiben wollen, dem ich dann jedoch die Form der Novelle gab („Grenzland“, Jahrgang 1921, Heft 4 und 5). Dass der Stoff dieser zwei gleichheitlichen, fast zur gleichen Zeit beschriebenen Werke nicht derselbe sein würde, ließ sich denken, da die Verfasser sich vorher nicht darüber ausgetauscht hatten. Aber in dem Titel liegt eine Tendenz, und tatsächlich ist es ein und dieselbe Frage, die in den beiden so verschiedenen Werken zum Vorwurf der Dichtung gemacht wurde. Und da Droops Freispruch in Danzig aufgeführt werden und daher noch genug Kritiken und Inhaltsangaben erleben wird, so will ich hier nur kurz auf die Tendenzen eingehen und den literarischen resp. Bühnenwert des Werkes ganz unbelastet lassen.

In beiden Freisprüchen wird die Frage der menschlichen Willensfreiheit behandelt. Und da kommt der Held der Novelle zu dem Schluss, dass der Wille des Menschen zwar frei sei, aber nicht die Tat. Der Held im Drama bricht dagegen in die schmerzhafte Frage aus: „Warum sind wir, wie wir sind?“ Und Droop wird da zum Interpret der Schopenhauerschen Philosophie, dass der Wille des Menschen nicht frei sei, sondern von vornherein durch den Charakter, dessen Natur transzendent und inkorrigibel sei, bestimmt werde. Auch Ibsens Mystiker Marinos glaubt man zu hören: „Wollen heißt wollen müssen.“ Aus diesem Bewusstsein heraus spricht sich Droops Held frei von seiner Schuld des Totschlags. Und auch die Mutter spricht ihn in ihrem Innern frei und sieht die ganze Hoffnung der Menschheit angesichts solch pessimistischer Erkenntnis darauf, dass die Liebe in der Welt das Starkste bleiben müsse. Durch diese Schlussfolgerung werden wir mit der Tragik des Wollenmüssens versöhnt. Droops Drama ist sehr gedankenreich, sodass stellenweise die dramatische Handlung vielleicht unter den vielen Tendenzen leiden mag. Aber dieses starke Sichvordringen der inneren Vorgänge, der seelischen Vorgänge in den handelnden Personen muss als ein Versuch, auf der Bühne expressionistisch zu sein, angesehen werden.

Kopernikulus

Auf heiß umstrittener Erde. Roman von Margarete von Gottschall. 207 S. 4°. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Dieser von Kapitel zu Kapitel mehr fesselnde Ostmark-Roman ist wahrhaft zeitgemäß. Den Rahmen der Begebenheiten bilden die in Folge der französischen Julirevolution (1830) in ganz Europa aufgeflammten Aufstände. Hier sind wir Zeugen einer großpolnischen Verschwörung, deren Fäden in den Kabinetten und Klubzimmern vieler europäischen Hauptstädte zusammenlaufen. In dem edlen Geschlecht von Leisingen, dem Baron Eberhard Waldau, dem kernigen Schulzen Neimand Markgraf, seiner Familie und seinem, wenn auch polnisch sprechendem, so doch treu-preußischem Gefinde lernen wir die Vertreter des Deutschstums kennen und lieben. Kulturpolitische Ausblicke, zahlreiche

Einzelheiten, die das deutschpolnische Problem in seinem ganzen Umfange aufrollen, herrliche Naturschilderungen aus der deutschen Ostmark mit ihren kiefernumräumten Seen und schwermütigen Menschen wie Chopinsche Nocturnes — das alles fesselt uns in diesem Ostmark-Roman, den jeder Deutsche gerade in unserer aufgewühltesten Zeit kennen sollte!

Walter Taube

Hans Teßmer: Profile und Phantasien. Verlag Schuster & Loeffler. Berlin 1921.

In langer Reihe gleiten die Gestalten jener Großen an uns vorüber, denen Teßmer seine furchtige Liebe zugewandt hat, eines Tolstoi, Chopin, Schubert, E. Th. A. Hoffmann und so weiter. Sie alle, deren Werke ewig in uns lebendig bleiben werden — lebendig bleiben sollen! — versucht der Verfasser auch als Menschen in ihrer bestimmenden Eigenart und Besonderheit dem Leser mit neuem Lebensodem zu erfüllen. Und wenn wir auch sagen müssen, dass diese Essays an die Plastik und Bildkraft eines Herbert Eulenberg, wie letzterer sie in seinen „Schattenbildern“ und „Neuen Bildern“ entwickelt, nicht heranreichen, so verraten sie doch ein liebevolles Einfühlen in die Seele dieser großen Geister. Das ist eine Kunst, die selten gefügt und seltener verstanden wird, und wie Teßmer sie beherrscht, mag ihm zu besonderem Lobe gerechnet werden.

Wolfgang Federau

Wilhelm Lohsien: Landunter. Halligroman. Berlin 1921. M. Warneck. 349 Seiten, geb. 22 Mk.

Der alte, ewigne Kampf zwischen bodenständiger Kultur einer bisher abgeschlossenen Heimat und vordringender Großstadtkultur ist das zeitgemäße Thema des neuen Romans, den uns die lebensfrische Kraft des Halligdichters Wilhelm Lohsien eben geschenkt hat. Er beweist, dass auch aus einer Tendenzhandlung und aus als Typen gedachten Menschen der Eindruck echten Lebens und blutwarmer Menschen erwachsen kann, wenn nur ein Dichter sie schuf, getrieben von Liebe zur Heimat und ihren Menschen und begeistert von der Bedeutung der zur Behandlung stehenden Frage. Und ein Dichter ist Lohsien, jene Liebe und Begeisterung leben in ihm, und so lässt man sich von dem Blutstrom seiner Dichtung gern treiben, erfreut sich an der Steigerung der Handlung, an dem klaren Aufbau, der folgerichtigen Durchgestaltung der Menschen, die auch dann liebenswert bleiben, wenn sie bösen Mächten dienen. Über sie breiteit ein zarter Humor Wärme und Versöhnlichkeit. Wenn an einzelnen Stellen die Durchführung der Tendenz eine gewisse Unnatur und Gewolltheit durchscheinen lässt, so trägt einen über solche Unliefe die Frische der Schilderung, die Anmut der Sprache leicht hinweg, und die Tragik einzelner Gestalten greift uns ans Herz.

Ernst Lemke

Hans Henning Freiherr v. Grote:
Das deutsche Werkbuch.

(Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten und Anzeiger. Görlitz 1921. Preis geh. M. 10.—, geb. M. 12.—)

Mit einer aus Schmerz und Sühigkeit gemischten Wehmut werden wir Deutschen jetzt dieses Buch lesen, in welchem ein Dichter versucht hat, das Erlebnis von vier furchtbaren Kriegsjahren in Verse zu gleichen. Der Hauch einer mutigeren, aufrechteren, stolzeren Zeit rauscht durch diese Blätter, einer Zeit voll Mannhaftigkeit, Ernst und Pflichtbewußtsein. Das sind Tugenden, die uns fast abhanden gekommen sind unter dem schweren, lärmenden Druck der letzten Jahre. Zu ihnen den Weg zurückzufinden, dazu mag auch dies Büchlein ein wenig beitragen. Die Gedichte sind nicht immer künstlerisch einwandfrei, doch sind sie stark und ehrlich empfunden. Und es ist bezeichnend für den Verfasser nicht weniger als für sein Werk, daß gerade jene Verse die schönsten sind, uns am stärksten ereignen, in denen — zwischen dem Lärm der Schlachten — das Nachdenkliche und Besinnliche, das verinnerliche Erleben Gestalt gewonnen hat.

Wolfgang Föderau

Karl Demmel: „Aus stillen Winkeln und von großen Geistern“. Heimatverlag M. Siemers & Co., Berlin-Steglitz.

Karl Demmel, als Mitarbeiter an führenden Zeitschriften und Zeitungen bekannt, hat eine Anzahl seiner Stimmungsvollen Skizzen gesammelt. Mit wenigen Strichen oft weiß der Dichter etwa das Wesentliche deutscher Städte festzuhalten. Das Alltägliche weiß er zu umgolden, das Unheimbare durch seine Worte liebenswert zu machen. Ein nachgeborener Romantiker ist Demmel, einer von den Stillen im Lande, die abseits vom Lärm der Tagesträgerin wirken und denen Freunde spenden, die ihnen ähnlich sind.

Hans Gießgen

Joséf Rühsel: Die drei Nornen. Verlag Aurora, Dresden 1920.

Es ist ein weiter, verwickelter Weg, den uns dieses Buch führt, über altrömische Mythologie, über die Wellen-efte und die altdutschen Sagen bis zu der Heliogenverehrung des heutigen katholischen Deutschlands. Und es bedarf der sicheren Führung eines so vorsichtigen und gewissenhaften Forschers, wie es der Verfasser zweifellos ist, um den Faben nicht zu verlieren und verwirkt und ratlos stehen zu bleiben. Doch der Weg ist nicht einzam und verlassen; unwillkürlich und unbewußt ist das deutsche Volk, der Bauer, der Hirte, der Kleinstädtler, der mit seinen Ansiedlungen jährr und konservativer an den Überlieferungen der Vergangenheit hängt, diesen Weg unendlich oft gegangen. Zahllose Sagen, Sprichwörter und Heiligenlegenden beweisen das Zutreffende dieser Behauptung. Rühsel hat sie liebevoll gesammelt und geordnet, und aus der Fülle des von ihm vorgetragenen Ma-

Das Blaue Heft

Freie Deutsche Bühne

Herausgeber: Max Epstein

Erscheint wöchentlich am Sonnabend
Aufzüge, innere Politik / Volkswirtschaft
/ Kunst / Theater und Film / Finanz-
berichte u. a. m.

Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Hefte:

GERHARD HAUPTMANN

Aus Peter Brauer
(bisher unveröffentlicht)

PAUL OESTERREICH

Wyneken

ACUTUS
Oberschlesien

R. K. GOLDSCHMIDT
Werfels Faustdrama

EPSTEIN
Preise der Theaterkarten

OSKAR FISCHEL
Stilechtheit

FRIEDRICH ROSENTHAL
Ein Theater der jungen Schauspieler

HELLMUTH FALKENFELD
Philosophenköpfe

ARTUR ELOESSER
Theater

ROLAND SCHACHT
Die Kritik der neueren Malerei

ROBERT PRECHL
Karsavina-Glossen

Bezugsbedingungen:

Vierteljährlich 25 M., Halbjährlich 50 M.
Jährlich 100 M. Einzelheft 2,50 M.
Probenummern und Prospekte unberechnet.

Das Blaue Heft eignet sich besonders zum Verkauf auf Bahnhöfen!

Oesterheld & Co.-Verlag/Berlin W. 15

Gewissen

Ein von Kämpfern geschrieben von Schriftstaltern

Wochenzeitung für politische Bildung

**Die Zeitschrift
der Jungen in der Politik
steht jenseits der Parteien.**

Am 9. April 1919 begründet, erscheint das
„Gewissen“
jetzt im **3. Jahrgang.**

Die Freunde des „Gewissen“ schließen den
Deutschen Ring
der nationalen Volksgemeinschaft.

Der Ring ist Bewegung, er kämpft für deutsche
Freiheit und Unabhängigkeit, gegen öffentliche
Schäden und Schädlinge, gegen Fremdherrschaft und Schiebertum. Der Ring vertritt
den Selbstschutz Deutschlands.

Herausgeber: Eduard Stadler

Aus dem Kreise der Mitarbeiter:
Moeller van den Bruck, Albert Dietrich, Heinrich von Gleichen, Max Hildebert Boehm, Paul Ernst, Martin Spahn, Georg Escherich, Hermann Albrecht, Ernst Krieger, Rudolf Pechel, Hans Roeseler, Fritz Ehrenforth, Willy Schlüter, Hans Grimm, Rudolf Böhmer, Paul Fechter, Heinz Brauweiler, Franz Röhr, Karl Hofmann, Carl Georg Bruns, Paul Lejeune-Jung, Karl G. von Loesch, Fritz Weth, Karl Müller-Franken, Kurt Woermann, Albert Vöglar, Reinhold Georg Quatz, Georg von Tschurtschenthaler, Wilhelm von Kries, Walther de Laporte, Hermann Ullmann, Heinrich Herrfahrdt, Walter Croll, Hermann Zickert, Hans Gerber.

Schriftleiter: Werner Wirths.

Das „Gewissen“ erscheint wöchentlich
zum jährlichen Bezugspreis von M. 28,—
durch den Verlag, im Postbezug M. 9,—
vierteljährlich, Einzelnummer 70 Pf.
Die Jahresbezieher gehören zum Ring und
haben Anspruch auf Werbepreisen aus
der Ringbücherei.

Probenummern unentgeltlich durch:
Verlag „Gewissen“ Berlin W30
Motzstraße 22

Bestellungen mittels Zahlkarte auf
Postcheckkonto Berlin Nr. 81654

terials erwächst uns die Erkenntnis, daß der Glaube unserer Vorforderungen noch nicht tot ist, daß dieser Glaube fortlebt in zwar veränderter, christlich modifizierter, aber dennoch erkennbarer Gestalt. Es wäre schön und begrüßenswert, wenn diese Erkenntnis in weiteren Schichten unseres Volkes Wurzel fassen würde. Sie könnte dazu beitragen, uns bodenständiger und selbstbewußter zu machen, nicht um des alten deutschen Götterglaubens, sondern um des geschichtlichen Entwicklungsgedankens willen, der darin liegt. Wir würden erkennen, daß wir kein hallos umhergetriebenes Blatt im Winde, sondern ein historisch Gewordenes sind, daß wir nur Glied in einer Entwicklungskette sind und mit unseren Anschauungen und Lebensäußerungen in mehr als einer Beziehung auf den Schülern unserer Vorfahren stehen. Das haben wir vergessen in dieser zerstörenden Zeit, welche aller Tradition fern und feind gegenübersteht. Möge dieses Buch in seinen Grenzen dazu verhelfen, dieser Anschauung aufs neue den ihr gebührenden Platz zu verleihen. Auch das ist Erziehung zu nationalem Empfinden. Wolfgang Federer

D Paul Blau: Lebenskunst. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

Das alte, biblische Evangelium neu zu kündigen und zu zeigen, wie aus ihm dem rechten Verstehenden die Kunst erwachsen kann, das Leben zu meistern und, soweit auf Erden möglich, zum Glück zu gelangen, unternimmt Blau. In fünf Abschnitte — „Glück und Glaube“, „Christ und Welt“, „Zeit und Ewigkeit“, „Leib und Seele“ und „Der Einzelne und die Gemeinde“ — ist das Buch eingeteilt. Auch der schlichte Leser wird den Gedankengängen der Schrift zu folgen vermögen, aber auch der geistig Anspruchsvolle wird aus dem Buche reiche Anregung zu schöpfen wissen. Hans Gaggen

Franz Kaiser: Wüste du Erlöserin. Verlag Eugen Salzer, Heilbronn 1920. Unter der glühend-heißen Sonne Algiers, wo deutsche Kriegsgefangene Jahre hindurch einen furchtbaren, erbitterten Kampf gegen Hitze, Hunger und Verzweiflung kämpfen, reift ein armes, verirrtes Menschenleben dem Frieden, der Erlösung, dem Lode entgegen. Die Not, die Einsamkeit, die Sehnsucht, sie wirken zusammen, um zähnen Trost, verstoßen Eigenwillen zu brechen, um aus verdorrtem, vereistem Herzen die rote Rose Liebe und Verzeihung ans Licht zu locken. Herb und erschütternd ist die Sprache dieser Erzählung, die nicht erdichtet, sondern ganz erlebt ist, die uns gedenkt läßt an all die ungeschilderten Tränen, welche harte Männeraugen in diesem Kriege ungeschoren weinen mußten. Augen von Männern, die bisher allen weichen Regungen fern und ungänstig gewesen zu sein schienen. Die Sehnsucht nach dem Frieden und der Süßigkeit der Heimat hat der Verfasser in diesem Blühslein erschütternd zum Ausdruck gebracht. Wolfgang Federer

Atelier für
 Kunstgeigenbau



gegr.
1875

SONNS

Willy Trossert Danzig
 Geigenbauer Heiligengeistg. 17
 An- und Verkauf alter Meistergeigen

BORG



FÜR
 QUALITÄTS RAUCHER

Jeder Industrielle und Kaufmann

Jeder leitende Beamte und Angestellte

Jeder Volkswirt, Jurist, Politiker

Jeder der am öffentlichen Leben
Anteil nimmt

liest das wöchentlich erscheinende, für den aktuellen Gebrauch wie als
Nachschlagewerk noch nach Jahren gleich wertvolle und unentbehrliche

„ZENTRAL-ARCHIV FÜR POLITIK UND WIRTSCHAFT“

**Über die ganze Welt
verbreitet!**
Preis nur M. 90.— vierteljährl.

Vorzügliches Anzeigenorgan!
„Europäisches Wirtschafts-
Adressbuch“

Bestellungen bei jeder Postanstalt, bei unseren Geschäftsstellen,
oder unmittelbar bei der

**VERLAGSANSTALT MÜNCHEN G. m. b. H.,
München, Finkenstr. 3.**

Danziger Wirtschaftszeitung zugleich Mitteilungen der Handelskammer zu Danzig mit den Beilagen: Danziger Zollblatt und Statistische Mitteilungen.



Jeder, der sich über die
wirtschaftlichen Verhältnisse des Ostens,
insbesondere des
Freistaates Danzig und der Republik Polen
unterrichten will, **muss** die

**„Danziger Wirtschaftszeitung“
lesen.**

Die Danziger Wirtschaftszeitung erscheint zweimal monatlich und kostet im Bezug durch die Post
oder von der Geschäftsstelle der Handelskammer viertelj. 10 M. d. W., die Einzelnummer 2,50 M. d. W.

W.F.BURAU/DANZIG

LANGGASSE Nr. 39 / GEGRÜNDET 1829 / FERNSPR. 5686, 5687, 5688
/ ZWEIGGESCHÄFT DANZIG-LANGFUHR, AM MARKT /

PAPIERHANDLUNG

Schreibwaren

Goldfüllfederhalter

Monogrammprägerei

Zeichenwaren und Malbedarf

BÜROBEDARFSHAUS

Geschäftsbücher

von J. C. König & Ebhardt, Hannover

Lose-Blätter-Bücher

Büromöbel / Vertikalschränke

Kartenregister

Heftmaschinen

Bleistiftspitzenmaschinen

Schreibmaschine „Continental“

Kopiermaschine „Soennecken“

Vervielfältiger

„Greif“ / „Cyclostyle“ / „Freho“

MECHANIKER-WERKSTÄTTE FÜR SCHREIBMASCHINEN

BUCHBINDEREI / LINIEREREI / ELEKTR. LICHTPAUSEREI

BUCHDRUCKEREI

Werbeschriften / Kataloge

Ehrenurkunden

Bilderdrucke / Exlibris

Geschäfts- u. Familiendrucksachen

POSTKARTENVERLAG

Danziger Heliogravüre-Postkarten

Reihen zu 6 Karten nach photogr. Aufnahmen

Vierfarbendruck-Postkarten

nach Gemälden von

Berthold Hellingrath-Danzig:
Teehäuschen und Gartenhäuschen

Paul Kreisel-Danzig:

Danzer Winkel

Julius Schrag-München:

Danziger Straßen- u. Kirchenbilder

Willibald Werner-Danzig:
Uphagenhaus





Spezialhaus
für
Damen-
und Kinder-
Konfektion

L. Murzynski

Inh: Wilhelm Troschke

DANZIG

Große Wohlwebergasse 6-8